



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 31.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W a n n a.

Zehntes Kapitel.

Nach diesem Vorgang überwachte ich Annie noch sorgfältiger und wurde immer besser gewahr, daß ein geheimer Kummer sie bedrückte. Sie war unstät und schien trüben Gedanken nachzusinnen, auch bemerkte ich öfters, wie ihre Augen sich plötzlich mit Thränen füllten.

Ihre Mutter wie ihr Vater bemerkten es auch, schrieben aber ihr Benehmen ganz anderen Ursachen zu. Sie waren schlichte, grundehrliche Leute, die auf einmal nie mehr als eine Sache in Betracht nehmen konnten und seit Monaten von nichts anderem träumten, als aus uns zwei ein Paar zu machen. So glaubten sie, Annies niedergeschlagenes Wesen käme von kleinen Streitigkeiten her, die etwa zwischen uns ausgebrochen, und mischten sich nicht weiter hinein.

Was mich betrifft, so hatte ich wahrhaftig nicht das Herz, sie eines andern zu belehren, ich nahm mir jedoch vor, bei erster Gelegenheit noch einmal recht ernstlich mit Annie zu reden und zu fragen, wie sie mit George Redruth stünde.

Da, eines Nachmittags, ich stand gerade, über Geschäftliches nachsinnend, am Eingang des Hauptschachtes, sah ich plötzlich Tante Martha auf mich zukommen. Sie sah bleich aus und schien ängstlich und erregt.

„Hugh,“ sagte sie, ohne mir Zeit zu einer Frage zu lassen, „wo ist Annie?“

Ich schüttelte erstaunt den Kopf. „Ich weiß es nicht,“ antwortete ich. Ihr Gesicht wurde noch bleicher, ihre Aufregung stieg.

„Aber Du hast sie doch gesehen heute?“ fuhr sie fort.

„Nein, wie ich heute morgen von Hause wegging, schließt ihr noch alle.“

Auf dies brach meine Tante beinahe zusammen und stöhnte unter heftigem Schluchzen: „O Hugh, sie ist fort, fort!“

Ich war fassungslos. Alles, was ich in dem Augenblick zu thun wußte, war, meiner Tante, die in Thränen zerfloß, einigen Trost zuzusprechen. Als sie sich wieder etwas beruhigt hatte, bat ich sie, mir die näheren Umstände mitzuteilen, und sie that es. Die Sache lag klar genug. Nachdem ich und später der Onkel zur Arbeit gegangen, war die Tante aufgestanden, in der Meinung, das Küchenfeuer wie gewöhnlich ange-

zündet und Annie mit Aufräumen beschäftigt zu finden. Zu ihrem Erstaunen war niemand in der Küche, kein Feuer brannte auf dem Herd und alles stand noch da wie am Abend vorher. Sie hatte nach Annie gerufen, aber keine Antwort erhalten, das Haus von unten nach oben durchsucht — Annie war nirgends zu finden gewesen; endlich, in der Voraussetzung, das Mädchen möchte irgend eines Bedarfs wegen nach dem Dorfe gegangen sein, hatte sie

sich selbst daran gemacht, die Hausarbeit zu thun. Stunde um Stunde war veronnen, ohne eine Spur von Annie zu bringen, die Aufregung der Tante aufs höchste gestiegen. Vergebens war sie ums ganze Häuschen, hinaus aufs kleine Ackerfeld gelaufen, das Kind war nirgends, nirgends zu finden. Dann war sie selbst in das Dorf geeilt, hatte die nächsten Nachbarn, die Bekannten gefragt, keiner hatte Auskunft zu geben gewußt, keiner Annie gesehen.

Nun, in ernstliche Besorgnis versetzt, war sie nach Hause zurückgekehrt und wieder nach Annies Zimmer geeilt. Erst dann hatte sie bemerkt, daß Annie nicht in ihrem Bette geschlafen haben mußte, obgleich dasselbe etwas in Unordnung gebracht worden war.

Nachdem meine Tante so ihren Bericht geendet, sah sie mich an, wie in Erwartung, daß ich im Stande wäre, ihre Befürchtungen als grundlos zerstreuen zu können. Ich vermochte es leider nicht. Alles, was ich thun konnte, war, ihr äußerstes Stillschweigen über die Sache anzuraten und ihr Hoffnung zu machen, daß dieselbe nicht so schlimm sein möge, als es den Anschein hätte. Das that ich denn auch.

„Es mag ja gar nichts Arges dabei sein,“ sagte ich, „darum behalten wir unsere Befürchtungen am besten für uns. Sage dem Onkel vorderhand noch nichts, wenn die letzte Hoffnung geschwunden, ist's immer noch Zeit genug.“

Nur halb überzeugt schüttelte sie den Kopf, willigte aber schließlich doch ein, meinen Rat zu befolgen und wieder nach Hause zu gehen. Mit meiner Arbeit war's für den Tag vorbei, ich war nicht im Stande, an irgend etwas anderes zu denken, als an Annie. Schwere, ernste Befürchtungen stiegen in mir auf und doch war es mir nicht möglich, von meiner Cousine Ungehörliches zu vermuten.

So gegen fünf Uhr kam der Onkel aus dem Schacht, ich schlug ihm vor, Feierabend zu machen und zusammen nach Hause zu gehen; vergnügt nickend stimmte er bei. Er war in besonders guter Laune und scherzte auf dem Heimwege darüber, meinent, daß ihm sicher noch was Unangenehmes „zur Strafe“ passieren müsse. Je näher wir dem Hause kamen, desto banger schlug mein Herz.

Die Tante war eben daran, den Thee herzurichten — sie war allein.

„Na, wo ist denn mein klein Mädel?“ fragte der Onkel, als wir uns zu Tische setzten.

Ich sah der Tante Gesicht blaß und blässer werden, sie wandte den Kopf zur Seite und sagte so unbehaglich wie möglich:

„Sie ist ausgegangen.“

„Kommt sie nicht zum Thee?“

„Nein!“

Diese Antwort beugte vorderhand weiteren Fragen vor und das Mädel



Eine Patrizierin Nürnbergs. (S. 363.)

Nach einer Photographie von J. Böhm, L. L. Hesp photograph in Wien (Hugo Großer in Leipzig).

nahm seinen ungestörten, ruhigen Verlauf. Der Onkel ließ sich's bestens schmecken, ich selbst vermochte kaum eine Tasse Thee hinunterzubringen. Als wir geendet, setzte sich der Onkel seiner Gewohnheit gemäß zum Kamin und zündete seine Pfeife an.

Ungefähr eine Stunde oder länger war er so dagesessen, als sich etwas begab, was ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Die Tante hatte eben ihren Strickkorb vom Küchengesims heruntergelassen, als es an der Thüre klopfte.

„Herein!“ rief der Onkel und eintrat John Rudd.

Er brachte ein Paket für die Tante, das er ihr überreichte, plauderte einige Minuten und wandte sich dann zum Gehen. Schon die Hand auf dem Thürgriff haltend, stand er noch einmal still und schaute zurück.

„Oh, Mistris, wohin ist denn eigentlich Miß Annie?“

Verwundert sah der Onkel auf, die Tante wurde blaß wie die Wand.

„Wohin sie gegangen ist?“ stotterte sie hilflos.

„Ja,“ sagte John Rudd. „Ich begegnete ihr diesen Morgen in Falmouth, sie hatte es aber sehr eilig und erkannte mich nicht. Sie ließ den Quai hinunter und ging dann an Bord des Portsmouther Postdampfers.“

John Rudd schwieg, von dem unerwarteten Effekt seiner Worte wie vom Donner gerührt.

Meine Tante, vollständig erschöpft von dem furchtbaren Druck, der den ganzen Tag auf ihr gelegen, war trampschaft schluchzend in einen Stuhl gesunken, der Onkel, der sich erhoben hatte, sah starr von einem zum andern.

„Was soll das bedeuten mit meiner Annie?“ schrie er. „Gibt Antwort eins von euch da!“

„s ist nichts, was irgend jemand Angst zu machen braucht,“ sagte ich, „s ist alles in bester Ordnung.“

Der Onkel hörte mich kaum, seine Aufregung wuchs mit der Minute.

„Wenn mit dem Mädel was ist, was nicht sein sollte,“ rief er, „so will ich's wissen! Ich bin weder ein Kind, das man hänschelt, noch ein Narr, dem man was weis macht. Heraus mit der Sprache, was ist vorgegangen?“

So sagten wir ihm denn alles, was wir selbst wußten; er vermochte nur das eine zu fassen, daß sein Kind aus dem eber jenem Grund freiwillig die Heimat verlassen. Er stand über betäubt da, kaum im Stande, die Situation klar zu erkennen, und begriff nicht, warum der Schlag sein Weib so furchtbar getroffen. In seiner schlichten Einfalt war ihm der Gedanke noch nicht gekommen, daß Annes Flucht ihren Ursprung haben könnte in irgend welcher geheimen Schuld.

Als aber John Rudd gegangen war und uns uns selbst überlassen hatte und ich auf Onkel und Tante sah, da erschauete ich mit tiefem Schmerz und wildem Groll, wie diese wenigen letzten Augenblicke die alten Leuten zugereicht hatten und sprach ihnen dann von dem Verdacht, den ich gegen George Redruth gefaßt. Zu meinem Erstaunen nahmen sie ihn erst mit offener Bestürzung, dann mit förmlicher Entrüstung auf. Mein Onkel behauptete, daß ich den jungen Herrn nie hätte leiden können und daß es darum nur naturgemäß sei, daß ich ihn mit solch gemeiner That belaste, er aber sei auch nicht einen Augenblick von dessen Schuld überzeugt. Ich blieb bei meinem Argwohn und beschloß, nach dem Herrenhause zu gehen, nachzusehen, ob Master Redruth zu Hause sei, was ich sehr bezweifelte.

Wie mein Onkel meinen Entschluß vernahm, sagte er, daß er mitgehen wolle. Als wir in dem kleinen Vestibül standen und nach dem jungen Herrn fragten, wies man uns in die Bibliothek, fünf Minuten später trat er selbst herein. Wie ich ihn, den ich weit fort, an Annes Seite geglaubt hatte, leibhaftig vor mir schaute, konnte ich kein Wort herausbringen, der Onkel aber sah mich mit stummem Vorwurf an und schwieg ebenfalls.

George Redruth war gerade von der Abendmahlzeit aufgestanden, er trug einen eleganten Gesellschaftsanzug, sah hübscher aus denn je und schien in außergewöhnlich guter Laune zu sein.

„Na,“ sagte er, uns vergnügt zunichtend — es kam mir vor, als ob er ziemlich getrunken hätte — „was soll's sein, kann ich irgend was thun für euch?“

„Master George,“ begann mein Onkel ernst, „wir sind in Sorgen, in schweren Sorgen.“

„Wirklich? Ei, das thut mir leid.“

„Das wußt ich im voraus, Herr,“ fuhr der Onkel fort, „wenn Sie's auch nichts angeht. Gott weiß warum — unsere — unsere Annie ist uns davongelaufen!“

„Was?“ schrie Mr. Redruth auf. „Fortgelaufen von Hause? Aber warum kommt ihr da zu mir, was kann ich dabei thun?“

„Nichts, gar nichts können Sie thun,“ sagte der Onkel. „Hab's ja wohl gewußt!“

Es war eine peinliche Situation für uns alle und alle fühlten wir dies auch. Mein Onkel drehte nervös seinen Hut rund herum und auch dem jungen Herrn schien nicht ganz wohl bei der Sache zu sein. Ich fühlte, daß eine nähere Erklärung am Platze sei und gab sie.

„Die Sache ist die, Herr,“ sagte ich, „es scheint da irgend eine Niederträchtigkeit im Spiele zu sein und der nächsten wir auf die Spur kommen.“

„Und da kommt ihr zu mir? Wahrhaftig, ich seh' nicht recht ein, warum, und habe auch über Wichtigeres nachzudenken.“

Darauf öffnete er die Thüre und wir, einsehend, daß ein ferneres Verweilen nutzlos wäre, verließen mit kurzem Gruße das stolze Herrenhaus.

Auf dem Heimwege sprach der Onkel nicht ein Wort, zu Hause angelangt, sank er schwer in seinen Sessel und legte tiefatmend die Hände vors Gesicht.

In der Nacht konnte doch nichts mehr gethan werden, so gingen wir denn zu Bette. Viel geschlafen hat damals wohl keines. Lange noch hörte ich den Onkel schweren Schrittes auf und ab gehen und der Morgen war kaum angebrochen, als er auch schon wieder herunterkam und selber das Herdfeuer anzündete.

Ich erkannte ihn kaum mehr, sein Gesicht war todesblaß und hatte tiefe Furchen. Außerlich schien er ganz ruhig, in seinen Augen aber lag es wie namenlose Seelenpein.

Ich sprach mit ihm von Annie und sagte, daß ich mir einen Plan ausgedacht hätte, ihr nachzureisen und sie wieder heimzubringen. Traurig schüttelte er den Kopf.

„Lach es gut sein, Junge,“ sagte er. „Sie ist wohl am besten allein. Sie ging aus freiem Willen und wird wohl eines Tages auch wieder so heimkommen. Bis dahin wollen wir warten — warten.“

Ich fühlte, daß er recht hatte. Warten war das Beste. Selbst wenn wir reiche Leute gewesen wären, was ja nicht der Fall war, hätte es dennoch schwer gehalten, sie aufzufinden; die Sache war gänzlich hoffnungslos.

So ging denn das alte Leben wieder seinen gewohnten Gang, aber es war doch das alte Leben nicht mehr, das frohe Haus war wie umgewandelt — blieb doch ein Stuhl immer leer.

Etwa eine Woche nach jener traurigen Nacht kam ein Brief von Annie, er trug den Londoner Poststempel und lautete also:

„Meine teuren Eltern!“

„Habt keine Sorge um mich, denn ich bin wohl aufgehoben und leide an nichts Mangel. Gebt euch keine Mühe, mich auffinden zu wollen, es wäre nutzlos; ich werde jedoch bald wiederkommen, so Gott will, und dann sollt ihr es erfahren, warum ich euch ohne ein Wort des Abschieds verlassen. Es ist mir so sehr, so sehr leid, daß ich euch Kummer gemacht, ich hoffe aber, daß ihr mir vergeben werdet um der alten schönen Tage willen, wo ich euer glückliches Kind war.“

Eure euch innig liebende Tochter

Annie.“

Meine Tante las den Brief laut vor, dann nahm ihn der Onkel, schaute lange, lange hinein und legte ihn, ohne ein Wort zu sagen, ins Feuer, ihn anstarrend bis der letzte Funken verglommen. Von dieser Stunde an nannte er Annes Namen für lange Zeit nicht mehr, aber er wandelte Tag für Tag herum wie ein Mann, den eine große, schwere Last schier zu Boden drückt.

Elftes Kapitel.

Es war Spätherbst geworden, die rauhe Jahreszeit war gekommen. Wilde Stürme segten über Meer und Land. Sie brachten gemäßigtes kühles Wetter, wenn der Wind von der Südseite wehte, frostig kalte Tage, wenn er aus Norden blies, immer aber, woher er auch kam, rührte er das Meer auf in seinen Tiefen, daß es wild aufwogte und schäumend einherjagte, den weißen Gischt hochauf an die Felsen schleudernd.

In solchen Augenblicken unten am Strande zu stehen oder oben auf weiterzerklüfteter Klippe war unvergänglich schön. Mit Donnergebrüll rollten die langen blaßschwarzen Wogen ans Ufer und überstürzten sich dort zu wirbelnden, quirlenden Schaummassen, während fern am Horizonte dunkle Wolken wie Wände aufstiegen, aus denen hie und da ein Strahl aufzuckte, feurig grell, als ob sich die Thore der Unterwelt geöffnet.

Immer und immer wieder verließen zu solcher Zeit die Minenarbeiter die äußeren Stellen und eilten ängstlich ans Tageslicht, denn es jagte auch dem furchtlosesten Schrecken ein, wenn da drunten über seinem Haupte die Wasser tosten und an die Felsen schlugen, als ob sie jeden Augenblick die dünne Wandung zertrümmern wollten.

Im Laufe des Sommers war von Falmouth ein neues Rettungsboot geschickt und größtenteils mit Minenarbeitern bemannt worden, ich war dessen Kapitän. Wir hatten es zu wiederholtenmalen geprobt und waren so stolz auf das selbe, wie nur je ein Seemann auf sein gutes Schiff. Wenn immer es notwendig sein sollte, waren wir gerüstet, armen Schiffbrüchigen beizustehen, soweit Menschenhände dies zu thun im Stande waren. Glücklicherweise steuerten jedoch nur wenige Fahrzeuge diesen gefährlichen Kurs, da die größeren Schiffe gern das felsige Ufer vermieden und stets weiter seewärts hielten. Einigemale strandeten kleine Küstenfahrer, es war uns jedoch noch immer gelungen, ihnen ausreichende Hilfe zu bringen und den Verlust von Menschenleben zu verhüten.

Am Nachmittage des 22. November 18... ereignete sich ein Phänomen, wie ich es nur einmal in meinem Leben beobachtet und wohl auch nicht wieder schauen werde. Das Meer lag tot und still da, schwarz wie Tinte, von den düsteren Wolken, die am Himmel standen, hingen regungslos schleierartige Dunstmassen herab auf Erde und Meer, über die sich eine eigene, bellende, unheilverkündende Stille gebreitet; man konnte den Schrei der ängstlich tief flatternden Möven meilenweit hören.

Ich war gerade hinunter in die Mine gestiegen und fand da die Leute feiernd in Gruppen bei einander stehen und sich flüsternd unterhalten. Durch die dunklen, langen Gänge lief von Zeit zu Zeit ein seltsames Zittern, wie der Stoß eines Erdbebens, unheimlich, furchterregend. Es war

nicht der Anprall der Wogen, der dasselbe hervorgerufen haben konnte, denn kein Lüftchen regte sich draußen, spiegelglatt lag die See da.

„Was ist los, Jungens?“ fragte ich die erste Gruppe, die sich auf der mittleren Plattform zusammengeschart hatte.

Wie ich so sprach, kam das schreckliche Zittern wieder, die Wände schienen über uns einbrechen, der Boden unter unseren Füßen weichen zu wollen. Mir starrte das Blut in den Adern.

Mein Onkel, der sich zu der Gruppe gesellt hatte, schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wir wissen's nicht genau,“ sagte er. „Es wiederholt sich nun schon einigemal. Es ist was im Anzuge, darum habe ich die Leute hier versammelt.“

Ich konnte die Männer nicht wieder an die Arbeit gehen heißen, sie waren zu schreckenerfüllt und, aufrichtig gesagt, erging es auch mir nicht besser. Sie legten ihre Piken und Schaufeln weg und stiegen mit mir nach oben.

Am Eingang des Schachtes stand Johnson, der sehr erstaunt war, uns alle heraufkommen zu sehen, und als ich ihm den Grund hiervon mitgeteilt, höchst aufgebracht wurde.

„Sie verwöhnen die Leute, Trelani,“ sagte er. „Solch nervöse Einbildungen passen für alte Weiber. Die See liegt ja wellenlos da, kein Luthauch geht.“

„Wenn Sie es für bloße Einbildung halten,“ erwiderte ich, „so steigen Sie einmal selbst hinunter. Ich gebe Ihnen eine Fünfpfundnote, wenn Sie eine halbe Stunde da unten bleiben.“

Er trat einen Schritt zurück und schüttelte ärgerlich den Kopf, während die Leute, die sich um uns gestellt, laut auflachten.

„Das werde ich rapportiren!“ rief er wütend. „Psiui über euch Feiglinge!“

Damit ging er weg unter dem drohenden Gemurmel der Arbeiter, die ihm sämtlich nicht besonders held waren.

Gegen Abend, als das dämmernde, unheimliche Zwielicht zugenommen, erblickten wir seewärts schauend das seltsame Phänomen, von welchem ich gesprochen: zwei Sonnen standen am Himmel, die eine voll und purpurn, die andere bleich und zerrissen, wie ein Dunstball im Westen schwimmend. Beide waren strahlenlos, etwa fünfzig Ellen auseinanderstehend und anscheinend so nahe, daß man sie mit einer Kugel erreichen zu können glaubte.

Ich kann nicht beschreiben, welch bangen, unheimlichen Eindruck diese seltsame Naturerscheinung auf uns alle hervorbrachte, das Grauen, das wir empfanden, verminderte sich auch nicht, als die eine Sonne plötzlich zerfiel und die Purpurfarbe der andern sich in Schwarz wandelte — ein schwarzer Ball inmitten des weiten kleinen Graus des Himmels.

„Gott steh uns bei!“ schrie Martin Frasher, ein alter Fischer, einer von der Mannschaft des Rettungsbootes.

„Das sieht aus, als ob der jüngste Tag hereinbrechen wolle!“

Das war in der That die Meinung der meisten. Starr vor Schrecken standen wir alle da, bis die schwarze Sonne hinter eine gespenstisch aufsteigende Wellenwand nieder-tauchte und völlige Dunkelheit auf Erde und Meer herabsank. Dann gingen wir lautlos nach Hause.

In der Nacht aber, als wir alle schlafend zu Bette lagen, sollte es uns klar werden, was diese Verzeihen bedeutet hatten. Ein Sturm fuhr daher, wie ihn diese Küstengegend noch nie gesehen. Mit flammenden Blitzen, denen trachende Donnerschläge folgten, brach er los, prasselnd schlugen schwere Hagelschauer nieder, laut auf heulte und stöhnte die See. Ich dachte jeden Augenblick, das Haus müsse uns überm Kopf zusammenstürzen, so zitterte es in seinen Grundfesten, oder das Dach werde vom Sturme hinweggetragen, so wütend blies er ums Haus und rüttelte an Thüren, Fenstern und Sparten.

Auf einmal sah ich meinen Onkel, halb angekleidet, mit einem Lichte in der Hand in meine Kammer treten.

„Hugh, mein Junge, schläfst Du?“

„Als ob einer schlafen könnte in solcher Nacht!“ erwiderte ich.

„Die Mutter ist halb tot vor Angst,“ fuhr er fort, „sie sitzt in der Küche und hat ihr Gesangbuch zur Hand genommen. — Gott steh uns bei, das hat eingeschlagen!“ fügte er hinzu, als ein neuer Blitzstrahl den kleinen Raum mit bläulich-weißem Licht erfüllte und gleich darauf eine furchtbare, knatternde Detonation erfolgte.

Es war nicht möglich, länger im Bette zu bleiben, ich schlüpfte darum in meine Kleider und ging mit dem Onkel nach der Küche. Dort saß richtig die Tante und las laut mit bebender Stimme ein Lied: „Während des Gewitters zu singen.“ Ich versuchte alles mögliche, sie zu beruhigen, hatte aber nur geringen Erfolg.

Wir blieben nun den übrigen Teil der Nacht auf. Das Gewitter tobte in unveränderter Stärke fort bis zum Morgen und erst, als es vorübergezogen, war man im Stande, die furchterliche Wirkung des Sturmes erkennen zu können. Es war, wie ich später erfuhr, ein richtiger Cyclone gewesen. Mit dem ersten Tagesgrauen langte ich nach meinem Hut und ging nach der Thüre.

„Wo willst Du hin, Junge?“ schrie die Tante.

„Hinunter nach dem Strand. Es ist Mitternacht, ich will nachsehen, ob das Rettungsboot noch gut angefettet ist.“

„Um Gottes willen, Hugh, bleib doch da!“

Ich lächelte nur zu ihrer Angst und eilte hinweg. Kaum hatte ich die Thüre hinter mir zugemacht, als mich auch schon der Sturm mit voller Gewalt faßte, so daß ich beinahe

zu Boden geworfen worden wäre. Tief drückte ich den Hut ins Gesicht und eilte vorwärts. Der Tag brach jetzt an mit düsterem, grauerhängendem Gesicht. So kurz der Weg bis zum Strand war, so meinte ich doch, ihn nicht erreichen zu können, so riesenmächtig tobte der Sturm, während gleichzeitig neue Hagel- und Regenschauer mir ins Antlitz schlugen, daß ich beinahe geblendet und nicht im Stande war, nur einige Fuß weit vor mich hin zu sehen.

Endlich gewann ich die Klippe, kaum war es mir möglich, mich auf derselben aufrecht zu halten, ohne vom Sturme weggeschleudert zu werden. Ich legte mich platt auf den Boden nieder und schaute seewärts. Nichts war zu sehen, als treibender wilder Gischt.

Mit dem steigenden Tageslichte wuchs mir der Mut, ich kletterte hinunter nach dem Strande und erreichte ihn glücklich nach gefährlichem, mühevollen Abstieg. Die heulenden Wogen donnerten wild um die Riffe, das Boothäuschen stand inmitten einer einzigen, milchweißen Schaummasse. Zu meiner Bestürzung gewahrte ich, daß der Ofen das hölzerne Dach desselben hinweggeblasen, seine Bestandteile trieben in der Brandung. Ich wartete zu der Thüre, zog meinen Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Vorhängschloß und trat hinein. Das Boot lag unbeschädigt da, wenn auch zur Hälfte mit Wasser gefüllt, eines der Ruder war hinaus geschwemmt worden, sonst war alles in Ordnung.

Plötzlich vernahm ich seewärts einen dumpfen Schall wie von einem abgefeuerten Geschütz. Ich horchte auf! Nun tönte es wieder über die Wasser und wieder. Das waren Signale, ich täuschte mich nicht, sie bedeuteten: ein Schiff in Not!

Schnell verließ ich das Boothaus und stieg hinauf ans Ufer. Ich strengte meine Augen an, durch den schäumenden Gischt und den blendenden Regen hindurch zu sehen; es war unmöglich. Und jetzt wieder ein Schuß und abermals einer und da stieg auch eine Rakete empor mit rotlichem Lichte, wie ein Stern, und erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Das Perraherrafest auf Ceylon.

(Bild S. 364 u. 365.)

Dieses Fest ist eigentlich ein bloßer Triumphzug, abgehalten zur Erinnerung an die ruhmreichen Erfolge einer sagendurchflochtenen Campagne, welche einst zu dem Zwecke unternommen worden war, gewisse singhalesische Gefangene aus den Kerkern des Königs von Jaffna zu befreien. Dem singhalesischen Könige soll damals ein Kiese Namens Keela beigegeben sein, der mit einem Schläge seiner eisernen Gerte das Wasser des Seearmes teilte, welcher zeitweilig die Halbinsel Jaffna von dem Festlande von Ceylon trennt. Diesen Vorgang sinnbildlich darzustellen, wird am letzten Tag des Festes von einem als Kiese Keela ausgestatteten Manne auf einem Kanoë inmitten des Flusses Mahavilleganga das Wasser mit dem sogenannten „goldenen Schwerte“ geteilt und daraus ein Krug aufs neue angefüllt, aus dem zuvor das Wasser des letzten Jahres sorgfältigst entleert worden.

Vierzehn Tage vor dieser Darstellung, welche im Monat August, zur Zeit des Vollmondes, stattfindet, werden die Straßen von Kandy allmählich von einer Prozession durchzogen, worin unser figurenreiches Bild sie anschaulich wiedergibt. Der prächtig geschmückte, deckenverhängte Galaelefant des Jahntempels (Jahn des Buddha) führt den Zug an, auf seinem gewaltigen Rücken die Zahnreliquie in ihrem perlen- und juwelentropfenden Schrein tragend, über den vier Träger den goldgekleideten, zackentragenden Thronhimmel heben. Zu beiden Seiten traben als Ehrengelichte kleine Elefanten, auf denen Männer mit den großen Staatschirmen, mit Wedeln und riesigen Pfauenfederbüscheln sitzen. Diesen wandernden Kolossen gehen Tänzer voran, Musikanten, Rauchfahnen, Wimpel- und Bannerträger und eine Anzahl landischer Geißelschwinger. Der Kiese Keela, Glorion auf Stelzen und maskierte Teufelstänzer schließen sich ebenfalls dieser Avantgarde an, um den Einfluß des „bösen Auges“ von der Reliquie fernzuhalten. Jeder der Tempelgeleiten wird von einem besonders bestellten Führer geleitet, der wiederum von seinen Unterwächtern gefolgt wird, sämtliche mit Lanzen, Flaggen, Standarten oder auf das Fest bezüglichen Emblemen versehen. Andere ähnliche Aufzüge reihen sich diesem an; jeder der untergeordneten Tempel stellt gleichfalls sein Kontingent an Elefanten, Reliquien, Aufsehern und Dienstleuten und jede Nacht bringt dem Perraherra neuen Zuzug. Die ärmeren Tempel aus der Umgebung Kandy's senden nur einen, gewöhnlich zahlosen, nicht über fünf Fuß hohen Elefanten ohne Reliquienreichtum, stets aber folgen dem Führer desselben einige Tänzer, Musikanten und Flaggenträger. Da das Fest keinen religiösen Charakter hat, obgleich zu dessen Verherrlichung die Reliquien und Tempelgeleiten zur Verfügung gestellt werden, so begleitet auch kein buddhistischer Priester die Prozession.

Das Perraherra ist ein Schauspiel, das auch zu Ehren fremder hoher Gäste in der ersten Nacht nach ihrer Ankunft in Kandy, der Hauptstadt der singhalesischen Könige, abgehalten wird, in solchen Fällen jedoch nur für die Dauer einer Nacht; auch dem Gouverneur von Ceylon wird bei seinem ersten Besuch in Kandy diese Ehre erwiesen. Perraherras fanden in neuerer Zeit vor dem Prinzen von Wales, dem Herzog von Edinburgh und den beiden Prinzen Edward und Georg von Wales statt.

Sinnsprüche.

Reinigung beherrschten ist schwer, gefällt sich aber Gewohnheit Wurzelnd allmählich dazu, unüberwindlich ist sie.

Feierlichkeit ist zugleich Boden, Blume und Kranz der Tugend.

Eine Patrizierin Nürnbergs.

(Bild S. 361.)

Als Nürnberg noch einen großen Durchgangsort für den Handel des Nordens mit Italien bildete, nahm diese deutsche Stadt einen großartigen Aufschwung. Geld und Waren strömten ihr zu, auch die Schätze des Orients bekam man dort zu Gesicht, reiche Handelsherren entstanden und eine Kunst begann dort zu blühen, die deutsche Gediegenheit und Tiefe mit südländischer und orientalischer Phantasie verband. Auch in der Kleidung der Patrizier machte sich diese Fülle neugefalteter Ideen und Anschauungen geltend, sie ward reich und prunkhaft, originell und farbenbunt und gab dem damaligen Leben einen eigenartigen, heiteren, genialen und phantasievollen Anstrich. Unsere Illustration führt uns hier eine Patrizierin aus jener Zeit in reichem Staat vor. Es ist eine vornehme Erscheinung, der das Prachtgewand und der merkwürdige Hut vorzüglich stehen. Goldbrokat, Sammet, getriebener Goldschmuck, Perlen und Edelsteine, Seide und tieffarbige Wollentstoffe vereinigen sich, um solch eine Patrizierin „nach der Mode“ zu kleiden. Jetzt ahmt man im einzelnen diese Tracht nach. Wir leben aber nicht mehr in jener Blüteperiode des Städtelebens und der „Städte-macht“. Gekünstelt und Eisenbahn wollen zu diesen Kostümen nicht passen. Im Bilde aber können wir sie uns wohl gefallen lassen — in der Malerei und auf Kostümfesten, wie das Stuttgarter jüngst so schön dies gezeigt hat.

Veronika Baumann.

Aus den Papieren eines Arztes.

Mitgeteilt von

G. Joerer-Lionheart.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte sie lange beobachtet und bewundert, mit welchem Takt, welcher Würde sie ihren Platz im Hause meines Freundes, Baron Eldor, ausfüllte, da die Baronin noch am Leben war. Ihr rätselhaftes Wesen, die große Gewalt, die sie über die bellagenden junge Frau übte, hatten oft meine Neugier gestachelt, der ich als Hausarzt kam und ging, aber eine indiskrete Frage nach ihren Familienverhältnissen hatte ich nie gewagt. Veronika Baumann war keine Frau, an die man sich mit zudringlicher Neugier heranwagte. Die Baronin Melitta war dann gestorben, ein Opfer der traurigsten Verkettung von Umständen, die die Gatten auseinandergehaltem und das kranke Herz der armen jungen Frau eines Tages plötzlich stillstehen ließ, sie befreit aus einem Dasein, das ihr alles Glück versprochen und nur Unheil gebracht. Die Gatten hatten sich kühl und kalt gegenüber gestanden, sie, die einst Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, sich anzugehören. Veronika Baumann verharrete wie der ewig wache Schutzgeist neben der Baronin, mit ruhiger Autorität sie jedem Verkehr mit anderen fern haltend, wenn die Nervenzufälle — oder war es Schlimmeres? — sich ankündigten. Tagelang blieben die beiden dann verschwunden, eingeschlossen in den Flügel, den die Baronin allein mit ihrer ergebenen Dienerin bewohnte. Tagelang verrichtete sie die niedrigsten Handleistungen bei der Kranken, um keine Seele zu ihr zu lassen.

Geheimnisvoll umgab es die beiden Frauen. Das Lebensdrama Melittas war mir durch ihren Gatten längst entziffert worden und ich schrieb es nieder in „Verbrechen oder Einbildung“; das der Unglücklichen, die im Hause meines Freundes eine gar seltsame Stellung einnahm, für die ich schwerlich eine richtige Bezeichnung fände, hielt sie ängstlich verborgen, aber der Tag war nicht fern, der mir Veronika zeigen sollte in der ganzen Größe ihres hochherzigen Charakters.

Mehr als ein Jahr war dahingegangen nach dem Tode Melittas. Erschöpfend hatte die Zeit auf die tiefergeschüttelten Gemüter einwirken können, die ihr jähes Ende bedrückte. Auf der Baronin Grabe sproßten wieder die ersten Weizen. In dem totenstillen Hause des Freiherrn, dem ich ein treuer Gesellschafter in den langen trüben Tagen des letzten Winters gewesen, kündete sich auch der Lenz an. In dem traurigen Herzen erwachten Frühlingsahnungen.

Die Baumann hatte zuerst gehen wollen, sobald sie „entbehrlich“ wäre. Sonderbar, der Augenblick war noch immer nicht gekommen und — trotz auch mich Vorgefühl nicht — würde sich überhaupt nie einstellen, da die Umsichtige dem kränkenden Mann mit jedem neuen Tage notwendiger ward.

Ich hatte die beiden still im Lauf des langen Winters beobachtet und lächelnd meine Bemerkungen für mich dabei gemacht. Der Freiherr, der sich in der ersten Zeit einem Schmerz, oder war es Neue, rückhaltlos hingegen, dessen Dauer sich an der Intensität selbst brechen mußte, sang seit wenigen Monaten an, auf seinen äußeren Menschen wieder mehr Wert zu legen, den er in den ersten Monaten der geistigen Unzurechnungsfähigkeit ganz vernachlässigt hatte. Die Baumann war von der Untergebenen der Baronin vollständig in die Stellung einer Repräsentantin auferückt. Sie füllte diesen Posten trefflich aus. Wo wäre sie übrigens nicht an ihrem Platz gewesen mit ihrer vornehmen Gestalt und ihrem schönen Gesicht, aus dem der innere Adel sprach? Ich war allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie mit demselben ruhigen Aplomb jede gesellschaftliche Staffel ersteigen könne, ohne daß jemand der Gedanke kommen würde, sie überhebe sich. Die hohe geistige Ueberlegenheit dieser Frau gab ihr einen angeborenen Anstand, eine natürliche Würde, die jedem imponierte. Sie fühlte und that eben immer das Schickliche. Von zurückhaltender Bescheiden-

heit, so lange sie damals nur die vertraute Dienerin schien, wirkte ihre ruhige Sicherheit in ihrer neuen Stellung als Hausvorstand dem Dienstpersonal gegenüber wie auch im Salon des Hausherrn im Verkehr mit seinen täglichen Gästen höchst wohlthuend. Man fühlte, die Frau stand überall auf festem Boden. Hatte sie früher, als Untergebene, ihre vielseitigen Talente geistlich versteckt gehalten, so entsaltete sie dieselben jetzt in ruhiger Selbstverständlichkeit, wohl lediglich um uns beiden einsamen Träumern die langen Abendstunden zu kürzen. Sie beherrschte den Flügel mit Meisterschaft, ihr Spiel war beseelt und eine charakteristische Eigenart sprach sich in den kleinen Kompositionen aus, die künstlerisch gebildeten Geschmack und Temperament erraten ließen.

Ihr Talent zur Konversation war hinreichend, wenn sie in Wärme geriet. Mit gefrorenem Champagner hörte ich den Baron sie ein paarmal vergleichen. Sie las mit einem Verständnis vor; ihr volles, reiches Organ, von metallischer, reich schattierter Tonfärbung, unterstützte ihren Vortrag, der sich bis zur dramatischen Leidenschaftlichkeit fortstreifen ließ, wenn sie wiedergab, was sie begeisterte.

Aus der stillen Frau entpuppte sich allmählich ein Weib von reichster Begabung, das vielleicht dadurch um so fesseln-der wirkte, als nichts ihrem Wesen ferner lag als die Absicht dazu. Die täglich wachsende Bewunderung des Freiherrn bemerkte sie entweder in ihrer stolzen Gleichgültigkeit gar nicht, oder sie ignorierte sie geistlich. Mir war sie anfangs ein interessantes Rätsel gewesen, je mehr ich aber ihr stilles, segensvolles Wirken, ihre opferbereite Selbstlosigkeit schähen lernte, desto mehr nahm ein Gefühl, das ich mit „aufgestachelter Neugier“ bezeichnen möchte, zu, desto mehr nahmen meine Empfindungen — sage ich — den Charakter leidenschaftlicher Verehrung für sie an.

Die Baumann war mindestens zehn Jahre älter als Eldor und hatte, und dennoch hatte die interessante Frau mit dem strengen Kopf der antiken Sibylle meinen durch Frauenschönheit verwehnten Freund zu einem Verlangen anregen können, das bei dem ausgebrannten Krater vielleicht nur momentanes Strohfeuer war, im Augenblick zu seiner Befriedigung aber kein Opfer gescheut hätte; bei mir jedoch, dem ernststen, prüfenden Denker, hatte sie eine edle und tiefe Reizung erweckt, die in der höchsten menschlichen Vereinigung ein dauerndes Glück garantierte sah.

Ich war zu reif, um an knospenhafter Entwicklung, an baskischartiger Unreife Gefallen zu finden, die höchste Befriedigung zweier Menschen im intimsten Verkehr sah ich, nachdem ich mit Melitta meine jugendlichen Schwärmereien zu Grabe getragen, nur noch im wahrverwandten Verständnis zweier fertigen Charaktere, die, aller Illusionen bar, sich einander bewußt und klar zu eigen geben.

Dieses Glück glaubte ich in Veronikas Besitz zu erlangen und war fest entschlossen, um denselben bis zum äußersten mit einem Manne zu ringen, dessen Veranlagung ihn wenig dazu befähigte, das seltene Weib in ihrem ganzen Wert zu würdigen.

Daß Eldor nicht der Mann war, ein Wesen wie sie sich zu erringen, fühlte ich instinktiv; sie konnte mit seiner physischen und geistigen Gebrochenheit Mitleid haben, sie konnte mit der Hingabe ihrer äußersten Kräfte sich ihm weihen, ihr Selbst diesem schwankenden, haltlosen Weltkinde zu überlassen, wäre sie nicht fähig gewesen, ich war es überzeugt und ebenso sicher glaubte ich ihrer freundschaftlichen Achtung zu sein, je weniger ich solche bei ihr für den Freiherrn erwartete.

Hatte ich mich dennoch getäuscht? Die beiden mußten ein sehr erregendes Gespräch geführt haben, als ich sie an einem schönen Matinee aufsuchte mit dem Entschluß, heute von Veronika mein Schicksal entscheiden zu sehen.

Auf den hohlen, eingesunkenen Wangen des Barons brannten dunkle Punkte der Erregung, seine schmalen weichen Finger flocht er in nervöser Geschäftigkeit ineinander und aus seinen tiefen Augen flackerte ein Feuer zu der verschlossenen Frau hinüber, dessen leidenschaftliche Sprache nicht mißzuverstehen war. Sie befanden sich auf der Terrasse, von der man einen vollen Ausblick über die ausgedehnten Besitzungen des Schlossherrn genoß. Kurze Zeit hindurch, während wir den Kaffee nahmen, stockte das Gespräch, wir waren alle mit den eigenen Gedanken wohl zu sehr beschäftigt. Dann brach der Freiherr plötzlich in ein schneidendes Lachen aus.

„So reich, so reich und — doch so arm!“ rief er bitter. Mein Auge schweifte unwillkürlich zu dem Monument der Baronin hinüber, dessen schlankes Turmspitzen sichtbar waren. Er sah einen Augenblick verlegen vor sich nieder, aber von jeder mutig und wahrheitsliebend, blickte er mir gleich darauf ins Gesicht.

„Ich will Dir kein Geheimnis daraus machen, Doktor, daß ich jener rätselhaften Frau dort soeben diese Ruine“ — er deutete auf sich — „eines stolzen Hauses und mit ihr alles, was mein ist“ — er breitete die Hand der wunder-vollen Landschaft zu — „zu Füßen gelegt. Was glaubst Du, daß sie mir geantwortet?“

Mein Herz klopfte zum Zerspringen, ich glaube, es trat in meine Augen, die in brennender Frage auf das regungslos dastehende Weib geheftet waren.

„Daß sie,“ sagte er langsam mit unbeschreiblich spöttischer Betonung, „es vorzieht, Madame Baumann — meine Gesellschafterin, Dienerin, gleichviel was, zu bleiben — daß sie bereit ist, in gleichviel welcher Stellung, nur nicht als Baronin, bis zu ihrem Lebensende in meinem Hause zu



Wider und sein Volk bei Rasthagjeh-Sumak
als Zeichen der Verehrung des großen Gottes
hier in Indien geübt.



Wider, im heiligen Jahr 1890.

Wider, im heiligen Jahr 1890.

verharren, mir ein guter Kamerad, Gesellschafter, Krankenpfleger sein will, alles, was ich verlange, und — daß sie mir für die Ehre meines Antrages außerordentlich verbunden ist."

Er verbeugte sich in beugender Persiflage gegen die wehrlose Frau, die in stiller Resignation, den Kopf in die Hand gestützt, ihm gegenüber saß, dann drückte er mit einer Geberde unterdrückter Heftigkeit die Hausmühle auf die dünnen Focken und schlenderte mit einem kurzen Nicken die Terrassenstufen hinab in den Garten, der erfüllt war mit dem duftigen Atem der ersten Lenzesblüthen. Langsam, mit dem unsicheren Gang eines Rückenmarkleidenden wandelte er dahin durch die sich schlängelnden Blumenrabatten, blieb hier und da stehen, um einen zerstreuten Blick darauf zu werfen, und verschwand endlich in der langen, düsternen Pinienallee, die auf das Mausoleum der Baronin zuführte.

"Er richtet seine Schritte instinktiv dahin, wohin ihn die unerbittlichen Mächte bald führen werden — armer Mann, verlorene, verfehlte Menscheneristenz!" mußte ich unwillkürlich halblaut vor mich hin gemurmelt haben. Veronika's lange dunkle Wimpern hoben sich, aus den gedankentiefen Augen trat mich ein trüber, langer Blick.

"So reich begabt mit allem, was die Welt ihrem Schoßkinde an Freuden zu bieten hat, und dennoch untergehend, weil er sie nicht weise zu nützen wußte," murmelte sie. "Ihn beklagen Sie? Sparen Sie Ihr Mitleid für Bedürftigere auf!"

Ihre rätselhaften Augen sprühten Funken, sie sprach mit einem Ungeheim, einer Bitterkeit, die man der äußerlich Leidenschaftslosen niemals zugetraut.

"Sie hassen den Mann, Veronika."

Ein unsäglich geringschätzendes Lächeln kräuselte den klassisch geschwungenen Mund:

"Das hieße ihm zu viel Ehre anthun. Für Charakter-schwäche und Unmännlichkeit habe ich nur Mitleiden oder Verachtung."

"Und deshalb schlugen Sie seine Hand aus?"

Sie sah mich mit Augen an, die mir das Blut zum Herzen trieben.

"Muß das der einzige Beweggrund sein?! Glauben Sie, weil ich arm und abhängig bin, müßte ich mit beiden Händen zugreifen, wenn der hochgeborene Herr mir gnädig das Taschentuch zuwirft?" sprach sie mit stolzem Zorn.

Sie hatte sich erhoben; in ganzer, gebietender Höhe stand sie mit stammenden Augen vor mir; sie war wirklich schön in diesem Augenblick. Ueber ihrem Haupt schwebte, vom Winde bewegt, ein Goldregenbäumchen und schüttete dann und wann seine graziösen Blütentrauben wie einen Danaos-regen auf ihren dunklen, lockigen Scheitel, um den das duftige Spitzengewebe des Schleiers flatterte.

"Danaos!" murmelte ich daher unwillkürlich, da ein Windstoß den Baum plötzlich tief herabbog und die goldenen Trauben ihr über Stirn und Nacken fielen. Sie schleuderte den goldgelben Blütenregen mit raschem Griff verächtlich von sich ab.

"Mein Herr Doktor," sagte sie in beleidigtem Tone, "ich glaube sicher gern, daß die fortwährende Berührung mit den Menschen in ihren intimsten Beziehungen und Verhältnissen, wie Ihr Beruf es mit sich bringt, Pessimismus und Menschenverachtung einflößen mag, man muß aber deshalb nicht alle und alles mit dem Maße messen wollen, das traurige Erfahrung für das allein Gültige halten läßt. Ich werde mich nie für schnödes Geld oder für Rang und Reichthum hingeben, wäre ich das käufliche Geschöpf, das Sie in mir zu vermuten scheinen, ich stände heute nicht an diesem Platz."

Ich war bestürzt, daß mein Scherz solche Deutung fand; da sie meine Gegenversicherungen nur unglaublich aufnahm, brach ich plötzlich in die leidenschaftlichen Worte aus:

"Glauben Sie, Veronika, daß der Mann eine Frau achtet und über alles hoch hält, welcher er die Pflege seines Lebensglücks anvertrauen möchte?"

Sie streckte mir eine abwehrende Hand entgegen, als hätte sie gewaltsam zurückdrängen wollen, was schon auf meinen Lippen zitterte, was über ihre und meine Zukunft entscheiden mußte. Die fast scheue Angst in ihrer Geberde, in ihrem stehenden Blick ging unbeachtet an meiner eigenen gewaltsamen Erregung verloren. Ihr bräunliches Gesicht war mit fliegender Röthe überzogen, ihr Atem ging schnell.

"Lassen Sie das Wort ungesprochen," stand deutlich für den auf dem berebten Antlitz geschrieben, der diese Schrift verstehen wollte. Ich wollte nicht. Mit zusammengebißenen Zähnen sprach ich es aus und taumelte fast, als ein tonloses "Nein" von der jetzt totenbleichen Frau zu mir herüberklang.

"Veronika, spielen Sie nicht so grausam; ich weiß, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin."

Ihre Antwort war daselbe trostlose Kopfschütteln.

"Weshalb wehren Sie sich gegen Ihr und mein Glück?" drang ich in sie.

Tränen standen in ihren Augen, Thränen auf ihren Wangen. Sie schien mit einem Entschlusse zu ringen.

"Wenn Sie einen Funken von Mitleid haben — quälen Sie mich nicht!"

Aber ich hatte kein Mitleid. Das geheimnißvolle Dunkel, das sie geistlich um sich gebreitet hielt, sollte endlich — ich erklärte es ihr mit zorniger Bestimmtheit — dem Licht der Wahrheit weichen.

"Nun denn," sagte sie mit müder Resignation, "ich weiß nicht, wer ich war und wer ich bin, und ich darf nie meinen

besetzten Namen mit dem eines ehrlichen Mannes verbinden. Ist das genug?"

"Nein," entgegnete ich mit einer Art leidenschaftlichen Grimms darüber, daß dieses Weib sich mir entziehen wollte, das ich liebte und das mich liebte, — ich fühlte es deutlich — weil ihre wohlverwandte Seele sie unwiderstehlich zu mir hindrängte, "nein, denn ich frage nicht, wer Du warst, ich will Dich als das, was Du bist."

Sie seufzte tief. "Ich bin —" sie blickte mich angstvoll an — "ich bin das unglückliche Weib eines andern."

Ich hätte nicht jähler zurücktaumeln können, wäre der Blick zwischen uns niedergefahren; ich hatte ein Gefühl, als hätte ich einen Schlag erhalten, der einen Moment all mein Denkfähigkeit benahmte; dann sagte ich mit einer unbeimlichen Ruhe, die festsam gegen das frühere Ungeheim kontrastirte haben muß:

"Und dieser andere, darf man wissen, wo, wer und was dieser Glückliche ist?"

"Wo? — ich weiß nicht mehr darüber als Sie — wer und was? — ich sprach es Ihnen aus, indem ich Ihnen bekannte, daß mein Name nicht in Verbindung mit dem eines ehrlichen Mannes genannt werden darf, ohne diesen zu besetzen — ich nenne Ihnen denselben, und Sie werden vor meiner Berührung zurückschrecken wie vor der eines Ausfälligen, die Zeitungen haben ihm eine traurige Verühmtbeit seinerzeit gegeben. Gabriel Baumer, Schulvorsteher der Mädchenschule zu ** war mein Mann."

Ich zuckte allerdings zusammen, aber nicht aus Abscheu; wenn irgend etwas meine Bewunderung für das hochherzige Weib erhöhen konnte, so war es diese Mittheilung. Nie hatte ich an eine Mitschuld der unglücklichen Frau geglaubt, gegen die so eklatant der Schein sprach, ehe ich ihr in das stolze, ehrliche Auge geblickt, und wäre mir ein Zweifel wie Wahnsinn vorgekommen.

"Und an dieses Ungeheuer, das Sie als Weib und Gattin in Ihren heiligsten Empfindungen durch seine verschiedenen Verbrechen beleidigte, halten Sie sich noch gebunden, Veronika?"

"Er ist mein Mann," sagte sie einfach, "der Tag wird kommen, wo er meiner bedarf, und ich muß dann bereit sein."

"Veronika, dann lieben Sie jenen — jenen — Menschen?" rief ich unbedacht.

Sie zuckte die schönen Schultern, ein Ausdruck des Mitleids ging über ihr bedrücktes Gesicht.

"Wenn mich Gabriel einst braucht, wird er mich rufen; ich weiß, daß dann der Augenblick gekommen, ihn vor dem völligen Versinken im Schlamme zu bewahren."

"Wunderbare Frau, Ihre Selbstverleugnung hat Sie bereits einmal die Achtung der Menschen gekostet, weil die Welt solche Hochherzigkeit nicht fassen kann; was schweben Sie diesem Glenden nun noch den Rest eines mühsam erkämpften Lebensfriedens nach?"

"Die Selbstachtung gilt mir mehr als die der Menschen, und dann Sie und Melitta, beide haben nie an mir gezweifelt, das ist ein Glück, auf das ich kaum rechnen durfte," sie sprach's mit einem unsäglich rührenden Lächeln.

Ich kämpfte lange mit ihr, ich suchte ihren edelmütigen Entschluß zu erschüttern durch Aufwand aller Ueberredungskraft. Sie brauchte nur zu wollen, um wirklich frei zu sein. Der Mann, ein dem Zuchthaus entlassener Gewächter, war seit fünf Jahren ein Verschollener, vielleicht war er bereits längst begraben? "Nein, dann hätte er sie gerufen; es mußte ihm gut gehen, sonst hätte er sie längst gebraucht", beharrte sie mit einer kühlen Schätzung ihres Wertes für diesen selbstsüchtigsten aller Schurken.

Während ich noch in vollem Eifer für meine Sache kämpfte, kam der Baron von seiner langen Promenade zurück. Seine glühenden Augen übersahen uns argwöhnisch.

"Sie sehen, Veronika, Sie sind durch Ihren Korb in eine unhaltbare Stellung geraten, Sie werden trotz Ihrer Engselgebild die bissigen und ungerechten Ausfälle des gedemüthigten Bewerbers auf die Dauer nicht ertragen können, kommen Sie zu einem Entschlusse, der Sie ein für allemal diesen Kränkungen entzieht, werden Sie mein..."

Sie fiel mir schnell ins Wort. "Geben Sie mir Zeit bis morgen, Sie sollen von mir hören," sagte sie hastig mit abgewandtem Gesicht, aber an der Treppe, die zu ihren Zimmern hinaufführte, drehte sie es mir plötzlich voll zu und reichte mir mit aller Wärme beide Hände. Als sie sie nach langem zärtlichem Druck leise aus den meinen löste, war mir's, als schimmerten ihre dunklen, ausdrucksvollen Augen feucht, aber das anbrechende Sommerdämmern ließ nichts mehr klar erkennen. Ein heißer Tropfen fiel auf meine Wange, da sie sich, schnell dem Impuls gehorchend, von den obersten Stufen zu mir herabbeugte und ihre Lippen in keuscher Lieblosung flüchtig meine Stirne streiften.

Meine verlangenden Arme umfingen nur noch Luft; schen, wie ein geheutes Reh, flog das stolze Weib, das einen Augenblick einer weichenen Regung gehorcht hatte, die letzten Stufen hinauf. Ihre Stubenthür schmetterte sie trennend zwischen uns. Beim Thee ließ sie sich mit Kopfschmerzen entschuldigen und mein launenhafter Freund und ich schleppten mühsam den langweiligsten Abend dahin. Es war spät, als ich mich zum Heimweg rüstete. Ich hatte immer gehofft, ihr noch einmal in die lieben Augen zu sehen, ehe ich heute schied. Hinter den Fenstervorhängen bewegte sich ihre Silhouette da ich forttritt, und als ich nach etwa fünf Minuten nochmals den Kopf wandte und meine Augen sehnsuchtsvoll empor zu ihren Fenstern schweiften glaubte

ich sie, im Mondschein gebadet, mit halbem Körper herausgelehnt, zu sehen, beide Hände mir winkend zugestreckt.

Ich glaube, hätte ich mich nicht vor dem Baron geschämt, ich wäre umgekehrt.

Zu Hause traf mich viel Arbeit an; es wurde spät am folgenden Nachmittag, ehe die Berufsgeschäfte es mir erlaubten, der Stimme des Herzens zu folgen und, mich auf mein Pferd schwingend, die kurze Entfernung zu Elders Besitzungen in Gedankenjähne zu durchfliegen. Eine unbestimmte Angst folterte mich und ließ mich meinen Brauen zu immer wahnsinnigerer Geschwindigkeit anstacheln; sie verließ mich nicht, als ich endlich mein treues Roß schaumbedeckt und mit zitternden Klanken vor der Freitreppe zügelte.

Der Baron trat begrüßend auf die erste Stufe. Mein Auge flog in schwüler Ahnung prüfend über sein Antlitz, das ausah wie eine Gewitterwolke; den schönen Mund verzerrte finsterner Groll.

"Kommst Du als Kondolent?" rief er mir mit einem schneidenden Lachen entgegen, in dem sich die bitterste Getränkeit ausdrückte.

Ich folgte ihm stillschweigend in sein Zimmer, das zu ebener Erde lag. Ich fühlte die Gewitterschwüle ahnungsvoll in der Luft und hatte doch nicht den Mut, den Blick strahl herbeizuwünschen, der sie klären mußte.

"Sie ist fort," sagte er in fortwährendem Spott. "Madame Baumann meine ich, heut in der Frühe, während ich schlief, abgereist, und hat für mich dieses Billet" — er holte ein zerknittertes Papier aus der Westentasche — "zurückgelassen."

"Unsere jetzigen Beziehungen, Herr Baron," las er laut und eintönig, "machen ein ferneres Zusammenleben für den Augenblick unthunlich. — Ich möchte Ihnen Zeit lassen, sich in eine Handlungsweise zu finden, für die Sie mir einst selbst dankbar sein werden. Sobald Sie meiner ernstlich bedürfen, werde ich wieder an Ihrer Seite sein, dessen mögen Sie sich versichert halten, mein Auge wird Sie aus der Ferne schützend umschweben aus Pietät gegen das Wesen, das Sie über alles geliebt und Sie meiner Sorgfalt empfohlen, ehe es die Augen für immer schloß. — Ich werde meinem Schwur treu bleiben."

"Mit Hochachtung

Veronika Baumann."

Was für Stunden wir zubrachten, der empörte Mann und ich, der ich mich im Innersten durch diese Klucht getroffen fühlte, ich vermag es nicht zu beschreiben. Wir saßen uns den ganzen Abend fast stumm gegenüber. Ich hatte Mühe, die gekünstelten Versuche toller Laune von dem Gereizten dann und wann durch ein Wort, das ihn zur Vernunft bringen mußte, niederzubalten. Was ich dabei litt, wenn der in seiner Eitelkeit so tief Gefränkte in immer wildere Schmähungen ausbrach und sie eine "namenlose Abenteuerin" nannte, der wird's verstehen, der rein und uneigennützig geliebt und doch nichts zur Verteidigung der Hochverehrten anzuführen weiß.

"Les absents ont toujours tort!" war alles, was ich zu ihrer Rechtfertigung vorbringen wollte, aber so bitter, so scharf, so gereizt, daß von Stund an das Freundschaftsverhältnis zwischen uns zerstört ward, bis — nun, ich will den Freigebissen nicht vorgreifen.

Zu Hause fand ich einen umfangreichen Brief von unbekannter Hand. Charakteristisch und kühn war die Schrift. Er lautete:

"Wer ich bin? Ein loses Blatt, das den Stamm nicht kennt, von dem es kommt, das mitleidlos der Sturm von tausend Schicksalsstößen umhergewirbelt. Mein Freund — mein treuer, einziger Freund — weil ich eine Prädestinierte, eine vom Unglück Gesteimpelte bin, finde ich nirgends Ruhe noch Rast, muß ich — ein weiblicher Abhänger — den müden Fuß mich ziel- und zwecklos weitertragen lassen. Das Nirvana ist das Motto meines Lebens — ich komme aus dem Nichts — ich kehre dahin zurück — ein loses Blatt, das der Sturm verweht — doch ehe es darin verschwindet, möchte es Ihnen, meinem einzigen Freund, der ein Herz für die arme Paria gehabt, das Bild eines verfehlten und verpuschten Lebens aufrollen, damit Sie Ihre arme Veronika ganz verstehen lernen und nicht den Stab über sie brechen, wenn sie der Versuchung feige entflieht. Zum erstenmal habe ich Liebe empfunden und Liebe eingefloßt. — Es war das Unglück meines Lebens, mit einer nach wahrer Zärtlichkeit dürstenden Seele, einem warmen, liebebedürftigen Herzen, nur Leidenschaft, unbezähmtes, wildes Verlangen zu erwecken, niemals das reine, hohe Empfinden, das Sie mir entgegengetragen, das mich in meiner Selbstachtung rehabilitirt und mich stolz macht und beseligt. Ein Weib, das einem Manne wie Ihnen eine Reizung abnötigt, kann nicht ganz ohne Wert sein. — Ihre Werbung merzt die brennenden Demüthigungen aus, die meine Jugend erfahren durch Anträge, die die Begehrlichkeit allein diktierte. Dank Ihnen — tausend Dank! Ihnen schulde ich den ersten frohen Augenblick meines Lebens."

"Als ich ein Kind war, schauten die Leute verwundert sich meine über der Nase vereinigten düsteren Brauen an und meinten: 'Die wird kein Glück haben.' — Sie waren die Propheten meiner Zukunft."

"Ich weiß nicht, welcher Erdstrich mich geboren — ich weiß nicht, wem ich das Leben überhaupt verdanke. Meine ersten bewußten Erinnerungen führen mich in ein baufälliges Haus hoch oben im Nordosten in einsamem Fißcherdorf. Dahinter liegt's dämmerhaft wie von Pracht und Reichthum. Mitunter glaub' ich, es ist ein Traum, ein Feenmärchen,

wie's frühreife Kinder mit lebhafter Phantasie zusammenweben mögen, dann aber wieder treten Gestalten von damals in die spätere bewußte Existenz, deren ich mich deutlich in jener Umgebung erinnern kann. Ein wunderhohes Frauenbild zum Beispiel schwebt aus jenem Traume, umrauscht von starrer Seide, weiße Rosen mit Perlenschnüren in den dunklen Locken, vor meiner Seele, eine Frau, die sich über mein Kinderbettchen neigte, mit schneeweißen Händen die Vorhänge teilte und niederlächelte auf das erwachende Kind. Auch ein Mann steht schattenhaft daneben, ein hoher Greis, der mit einem Laut des Entzückens das kleine Geschöpf aus seinem Bettchen nahm und leidenschaftlich an sich preßte. Vielleicht war's mein Vater, der in spätem Elternglück mich liebte, vielleicht ein zärtlicher Großvater, der das Entzücken häßelte. Ich habe den greisen Mann mit dem edlen Kopf des Patriarchen nie wiedergegesehen, noch ist mir eine Aufklärung geworden, in welchem Verhältnis er zu mir stand. Die Leute im Dorf kimbinierten und phantasierten vielleicht nur, sie munkelten eine trübe Geschichte, da ich heranwuchs. Das kleine Weib mit den todesmüden orientalischen Augen und dem tieftraurigen Leidenszug um die üppig geschwungenen Lippen, das sich matt durchs Leben schleppte, soll einstmal eine schöne, vielbewunderte Frau gewesen sein, die Gattin des reichen Juden Benjamin Schloimil in der nahen russischen Grenzstadt. Sie war dem Zuge eines heißen Herzens, vielleicht nur dem tyrannischen Gebot des hünenhaften Mannes gefolgt, der sie aus Wohlleben und Glanz, aus Ehre und friedlichem Familienleben forttrieb, mit sich in seine unsichere, geheimnisvolle Existenz, in Entbehrungen und Verachtung, und mit sich in der abgelebten Einsamkeit des verfallenen Hauses am Meeresstrand begrub. Geliebt hat er sie freilich — ich möchte es eine „grimmige Liebe“ nennen, wenn's nicht gar so paradox klinge — geliebt mit einer eifersüchtigen, wilden, dämonischen Glut, wie etwa ein Räubler sein Weibchen. Er gönnte mir nichts von ihr, mißgönnte mir jede Liebesgung, jeden zärtlichen Blick. Mit finster bewachendem Auge stand er zwischen ihr und mir, die man meine Mutter nannte, und sah wie ein gehektes Wild wie sie dem aus, für den sie alles hingesehndert hatte, was das Leben lebenswert macht.

„Was ich Ihnen da erzähle, mein Freund, dürfen Sie nicht als etwas Positives hinnehmen, es sind Kombinationen aus den Mitteilungen anderer und den Beobachtungen eines frühreifen Kindes von noch nicht sieben Jahren; ich war erst zwölf, als meine Mutter starb. Ich sehe ihn deutlich vor mir, den athletischen, riesigen Mann mit dem gelben Vollbart und dem anglosächsischen Typus, zu dem die schwarzen Augen mit ihrem unstät flackernden Feuer so unheimlich kontrastierten; ich sehe ihn vor mir mit dem kühnen Profil, das den Stempel zügelloser Leidenschaften trug und dem Ausdruck wilder Entschlossenheit und Gewalttätigkeit in jeder Geberde, in der tiefen, dröhnenden Stimme des Befehlshabers. Die Leute meinten, er sei einst Schiffskapitän in irgend einem fernen Erdstrich gewesen, andere mutmaßten, er habe in fernen Gewässern ein Handwerk getrieben, worauf Todesstrafe steht. Zuzutrauen war's ihm und ich wunderte mich nicht, daß die beschränkten Dorfbewohner dem unheimlichen Menschen mit angstvoller Scheu aus dem Wege gingen.

„Wir haßten uns mit einer Herzhaftigkeit, wie sie den Empfindungen zweier so energischen Charaktere stets innewohnen pflegt. Wäre ich zart, gebrechlich, schußbedürftig wie meine schüchterne Mutter gewesen, deren mädchenhafte Erscheinung etwas von ruhender Hilfsbedürftigkeit bewahrte, er hätte mir vielleicht eine gnädig herablassende Gönnerschaft gezeigt; ich aber war ein für mein Alter ungewöhnlich groß und kräftig entwickeltes Mädchen, das mit jeder Unerblichkeit Blick um Blick und Wort um Wort mit gewandter Schlagfertigkeit zurückzugeben verstand. Ich sah oft, wie er in ohnmächtiger Wut mit den blinkenden Zähnen knirschte, die wuchtigen Fäuste drohend erhob, als hätte er mich mit einem Schlage fällen mögen, wenn ich in kindischem Uebermut ihn förmlich zum Kampf herausforderte. Ich wußte mich unter der schützenden Liebe der Mutter so wohl geborgen, die nur die weiße Hand aufzuheben brauchte, um bei ihm den Sturm zu beschwören. Aber es kam ein Tag, wo dieser versöhnende Engel nicht mehr zwischen uns stand, wo all der jahrelang verhaltene Groll sich über mein kindliches Haupt frei ergießen durfte, ohne daß ihre Arme sich schützend um das von Gott und Menschen vergessene Geschöpf von zwölf Jahren breiten konnten. Ich sah sie, die zarte, fremdländische Blume, auf elendem Lager verschanden, und der fürchterliche Maß mir an ihrem Tode die Schuld bei und rächte dies mit raffinierter Grausamkeit.

„Verspottet, verhöhnt von den Dorfkindern, Judendirne“ oder „hergekaufene Zigeunerbrut“ gerufen, wohl meines dunklen Teints und orientalischen Typus halber, wenn ich mich unter den weißhaarigen Burschen und Mädchen zeigte, geriet ich eines Tages in eine wahnsinnige Wut, packte mit der Kraft einer Rasenden den stärksten der Burschen um den Leib, hob ihn in die Lüfte und schleuderte ihn mit solcher Kraft von mir, daß er mit dem Kopf gegen einen Baum schlug und wie betäubt und blutend zu Boden fiel.

„Der Knabe, mein erbitterter Feind und bei allen tollen schlechten Streichen der Anführer der wilden Rote, war der Nefte unseres Pfarrers und nannte sich Gabriel Baumer.

(Fortsetzung folgt.)

Seltenes Wild (Trottellumme).

Von

Sylvester Blume.

(Bild S. 369.)

Rauh und scharf weht ein starker Südwest über die Felsklippen von Helgoland und türmt die Wellen an der längsten Seite der kleinen Insel zu respektabler Höhe. Hin und wieder zerreißen die dichten grauen Wolken, welche den Horizont abschließen, und gerade jetzt steigt ein lichter fahler Schein im Ost-Nord-Ost langsam empor und verkündet den Anbruch des Tages. Es ist zwischen drei und vier Uhr früh. Schneller wie gewöhnlich hat heute ein Teil der Badegäste sein Lager verlassen und noch vor vier Uhr sind vielleicht vierzig Herren an der Landungsbrücke, der berühmten Kisterallee, versammelt. Ohne ihre Aufregung verbergen zu können, blicken sie hinauf nach der Felswand, dem das Oberland begrenzenden Weg, ob sie nicht bald die Gestalt des Gouverneurs der Insel, der dort oben am Osende des Ortes seine Wohnung hat, zu sehen vermögen, während die Schiffer mit gewohntem Gleichmut ihre Boote vom Strande in das Wasser schieben, um sie für die Fahrt flott zu machen. Sechs oder acht der Herren stehen ein wenig abseits von den Unruhigen bei einander, und — die Nähe der Kisterallee scheint anstehend gewirkt zu haben, denn obgleich sie keineswegs den Eindruck klatschlüchtiger oder boshafter Menschen machen, spötteln sie unheimlich über die übrige Gesellschaft, während sie bald einen Blick auf diese, bald auf die immer höher tangenden Wogen richten. Sie sind alte Stammgäste von Helgoland und alterfahrene Jäger, und nachdem sie noch einmal erst Wind und Wellen geprüft, rufen sie einstimmig ihre Jährleute herbei: „Hütsich, Vater Delrich, Peter Janßen, wir nehmen große Mittelboote!“ Die Angerufenen nicken verständnisvoll mit dem Kopf und in wenigen Minuten haben sie an Stelle der verhältnismäßig leichten Jollen kräftig gewandete Boote mit breitem, flachem Kiel in das Wasser gebracht und zur Fahrt gerichtet.

Inzwischen ist der Gouverneur der Insel am Strand erschienen und sowie er sein Boot bestiegen, ist auch bereits die Einschiffung der gesamten Gesellschaft — es war heute in aller Interesse hoher Befehl, daß kein Boot vor dem Seiner Excellenz die Insel verlassen dürfe — vollendet. Die kleine Flottille setzt sich in Bewegung und mit kräftigen Ruderhieben schießen die Boote der Ostspitze der Insel zu, wo beim „Schuß“ die Wellen in bedenklicher Höhe über das Riff emporzuschäumen. Die boshaften Kritiker von vorn schauen halb spöttisch und doch halb mißgelaunt auf das ungekürzte Element und vorsichtig verbergen sie ihre Patronen in die tiefsten und sichersten Taschen ihres Anzuges, nehmen die Hinte zwischen die Knie, während sie den Südweber und den wasserdichten Regenmantel noch einmal auf das festste probieren, bevor die Boote in die Brandung an der Inselspitze hinausjahren. Kräftiger legen sich jetzt die Schiffer in die Riemen und während der Tag vollständig herangebrochen ist, hat die Gesellschaft, in der nur selten noch ein Wort laut wird, nach einer kleinen Stunde nahezu die Westspitze der Insel erreicht.

Unter den wild zerklüfteten und zerfetzten Felsen, an denen die Gewalt der Wogen von Jahr zu Jahr ihr Zerstörungswerk langsam, aber sicher ausführt, befindet sich auch nahe der Inselspitze und vor den Stürmen durch einen einsam im Meere wohl 150 Fuß emporragenden Felsriegel ein wenig geschützt, eine ungefähr 80 Fuß breite und nahezu 200 Fuß hohe, ziemlich glatte Wand. Dort, und nur allein an dieser Stelle, herrscht ein ganz eigenes Leben. Wo Aereideckeln die rotbraune Thonwand in fast regelmäßigen wagerechten Linien durchschneiden, ist mit beginnendem Frühjahr ein seltenes Wild eingezogen, die Lumme, ein Vogel mit dem Körper einer Ente und dem Kopf eines Raben. Wie die Pagoden sitzen die dumm ausschauenden Tiere aufrecht zu Hunderten und tausenden bewegungslos aneinandergedrängt, und nur der Kopf wendet sich bei der freischwebenden Erzählerei ruhelos umher. Sie besprechen zweifellos die interessantesten Familiengeschichten, denn seit einigen Tagen sind die Jungen flügge geworden und haben die ersten Proben ihrer Geschicklichkeit im Tauchen, Schwimmen und Fliegen abgelegt, und die Herren Eltern pflegen demgemäß jetzt die Bourgeois über die weite Reihe in den kalten Norden, die in wenigen Tagen angetreten werden soll, denn auf Helgoland ist die Trol- oder dumme Lumme (*Uria troile*) nur drei bis vier Monate zu finden und zu Ende Juli verschwindet sie wieder nach breiter Brutzeit. Mit diesem Umstand haben die jugendlichen Menschen jedoch gerechnet und wenige Tage vor dem sicheren Ausbruch der Vögel, die zum sehr selten einmal plötzlich früher verschwinden sind, als man annahm, die Lummengagd angelegt, die eines der interessantesten und seltensten Jagdvergnügen des Nordens bietet.

Die Boote, vielleicht fünfzig an der Zahl, haben nach und nach ungefähr zweihundert Schritte von dem betreffenden Felsen entfernt Position genommen und verjagen, soweit dies unter den erschwerten Umständen bei dem hohen Wellengang thunlich ist, ihre Vögel möglichst zu behaupten. Da streicht plötzlich die erste alte Lumme, auf der Reihe nach Futter ausfliegend, über das Gouverneursboot fort; ein Knall — und in demselben Moment erheben sich tausende von Vögeln von der Felswand und wie vor einem Bienenstich durchschwirrt es die Luft. Achtzig bis hundert Schiffe verhalten in kaum einer Minute und doch stürzen kaum sechs Vögel getroffen in die Wellen. Wie die vorher verspotteten Grunlinge haben wir ältere Schützen uns durch das Jagdfever hinreißend lassen und trotz des geringeren Schwanfens unersät vorzüglich gewählten größeren Bootes nur zwei Löcher in die Luft geschossen.

Während ein derber Weidmannsfluch verhallt, ist die Blinde neu geladen. Jetzt ist der Sitz am Steuerende des Bootes noch einmal fest genommen, und sowie ein neuer Flug Lummern naht, folgt ein kurzes Kommando: „Vor dem Winde abfallen!“ Eine kurze Sekunde schwankt das Boot weniger, ein Schuß nach rechts, ein zweiter nach links und: „Hurra, die erste Doublette!“ Inzwischen knallt es unaufhörlich durcheinander und doch bleibt das Resultat der Jagd ein sehr spärliches, denn die Vögel, die an und für sich einen sicheren Schützen, infolge ihres schnellen Fluges, erfordern, sind aus dem tanzenden Boot, das oft genug noch das Sehen beeinflussende Spritzwellen überkullt, nur sehr schwer zu schießen, besonders wenn sie von der Felswand herab sich dem Meere zustürzen. Aber aufgebracht durch den ungewohnten Lärm, wollen die Tiere wieder zu ihren Brutstätten — Nester bauen sie nicht und sie brüten selbst das eine Ei, das die Lumme legt, auf

dem nackten Felsen aus — zurück, und wenn sie minder schnell vom Meer aufsteigen, sind sie leichter zu erlegen. Diese Erfahrung, in früheren Jahren gesammelt, kommt uns heute zu nütze, und während manches Boot, ungeachtet der Gefahr mit zwei bis drei Jägern besetzt, noch nicht einen Schwan aufzufischen vermochte, haben wir nach zwei Stunden etwa ein Dutzend Vögel, die leider volle fünfzig Patronen kosteten, beisammen, und zufrieden mit dem Resultat treten wir die Heimfahrt an.

Jetzt umschiffen wir die Westspitze der Insel, und mit Wind und Strömung haben wir nach ungefähr einer halben Stunde das Unterland der Insel, die bis auf diese kleine, ungefähr 1000 Fuß breite Sandanhschwemmung an der Nordostseite als steiler Felsriegel sich aus der See erhebt, erreicht.

Von hier aus ist bereits die Ueberfahrt zur Düne, wo die Bäder genommen werden, in vollem Gange und wir schließen uns ohne Umstände — denn Toilettemachen ist auf Helgoland glücklicherweise ein verpönter Luxus — der Gesellschaft an, um nach der ermüdenden Jagd drüben im Strandpavillon die nötige magenstärkende Erfrischung zu suchen. Morgen und übermorgen ist noch mit Erfolg auf die Lummern zu jagen, dann aber verschwinden sie von der ungoßlichen Insel, um erst im Frühjahr wieder von neuem auf ihrer Hochzeitsreise hier Quartier zu nehmen.

Der Schäffleranz zu München.

(Bild S. 369.)

Vom Giebel des „Kreuzbräus“ in München herab weht die mächtige blaumeiße Fahne und ist das verschwärzte Einfahrtsthor mit großen Tannendäumen festlich geschmückt, denn jetzt sind es sieben Jahre, daß wieder die ehrlichen Gelehen des Münchener Schäfflergewerbes ihr großes Fest des Schäffleranzes feiern. Von hier aus nämlich bewegt sich jetzt Tag für Tag der ganze Karneval hindurch die heitere Ausfahrt der Schäffler, umwozt von schaulustiger Menge, welche sich an dem so echt münchenerisch charakteristischen Schauspiel gar nicht satt sehen kann und den Beweis gibt, daß der Zauber der von den Ähnen herübergekommen und eingewurzelten Festgebräuche noch nicht verblaßt und ihre Anziehungskraft eine ungechwächte sei. Noch wie vor vierhundert Jahren, als die Fest die Häuser Münchens entdörferte, die Trauer und der Schrecken in den Wohnungen lagerten und Jammer die Gassen erfüllte, als damals die kräftigen, von der allgemeinen Not ungedrungenen Genossen des Schäfflerhandwerks den Entschluß faßten, die niedergedrückten Gemüter durch die an die Festlichkeit sich wogende Festlichkeit in ihren Mitbürgern frischen Lebensmut und neu aufatmende Tatkraft zu erwecken, wie damals sie mit gefülltem Faß und Becher schwingend von Haus zu Haus zogen und die Bewohner erst an die Fenster, dann vor die Hausthüren zu laden verstanden, so wiederholt sich mit dem alle sieben Jahre wiederkehrenden Festreigen auch die gleiche Wirkung. Und wie hier das Handwerk zeigt, daß es nicht nur auf goldenem Boden stehe — denn daß die Schäfflerei in einer Bierstadt wie München ihren Mann zu ernähren im Stande sei, darüber dürften sich die Gelehrten mit einander einverstanden erklären — sondern daß in ihm auch eine unverfälschte Quelle goldenen Humors liege, so ist auch dem Münchener der Schäffleranz ein unentbehrliches Wahrzeichen seiner unerschütterlichen Lebensfreudigkeit geworden, an welchem selbst die Nüchternheit eines materialistischen Zeitalters nicht zu rütteln und noch weniger etwas abzubrechen vermag.

Die Teilnehmer des Aufzuges erscheinen in der Festtracht des Gewerbes mit grünen Sammetkappen, auf denen blaumeiße Federn wehen, roten, silberbesetzten Joppen, weißen Westen, darüber ein rotes Bandelier mit goldgesticktem Wappen, schwarzen Lederhosen, weichen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen. So ziehen sie aus unter Vortritt einer harten Musikbande. In ihrer Mitte wird ein mit großer vergoldeter Kugel gekrönter scepterähnlicher Stab getragen, um welchen gekracht die Träger der großen Kanne und die Führer des Festes einhergehen; die Prozession verläßt mittags die Herberge. Das Ziel sind die Häuser der durch Einladung vorherbezeichneten Gönner des schönen Gebrauchs, zu denen in erster Reihe die Angehörigen der königlichen und herzoglichen Familien gehören, denen auch die ersten Huldigungen gebracht werden. Sind schon die Wege bis dahin mit Menschenmassen immer dicht besetzt — selbst die lange Dauer der Festzeit vermag den Enthusiasmus nicht abzuschwächen — so fehlt es an Ort und Stelle begreiflicherweise nicht an Schaulustigen, die besonders dann an den Sonn- und Feiertagen zu einer imposanten Menge anwachsen, durch welche der das Heroldsamt führende Hanswurst mit seiner nie rostenden Prüfke für den Aufzug Bahn zu brechen oft Mühe genug hat, die er sich aber zur Erheiterung der beiseite Gedrängten durch zwar derbe, aber harmlose Scherze erleichtert, wie denn unter anderem so manches hübsche Mädchen im Gewühl unverseht von ihm mit einer schwarzen Wange oder gar Nase bedacht wird. Am Bestimmungsort angelangt, stellen sich die Gelehen, die ganze Breite der Straße einnehmend, vor dem Thore unter den Klängen eines Marsches auf, die Reifenträger treten in die Runde und führen eine Quadrille auf, zu welcher die Reifenträger nach allen Seiten geschwenkt werden, unterdessen das mitgebrachte Faß in die Mitte gestellt und mit Reifen nach dem Takte der Musik beschlagen wird. Nun besteigt der auch als Sprecher fungierende Vorländer das Faß und schwingt in rascher Umkehrung und von Seiten des Publikums stets mit beifälliger Bewunderung aufgenommener Geschicklichkeit drei innerhalb des Reifens aufgestellte, bis zum Rande gefüllte Weingläser und kreuzt diese dann nach kurzer Ansprache auf das Wohl des betreffenden Hauses mit einem dreifachen Hoch, das von den Umstehenden mit Aclamation aufgenommen wird. Am Schluß, wo sich die Reifenschwinger um den obengenannten Stab derartig vereinigen, daß die Reifenträger den Gewölbrippen eines großen Bogenganges gleichen — diesen Moment veranschaulicht unser Bild — tanzen sie nochmals in der Runde und ziehen dann unter einem munteren Marsche ab, um daselbst Spiel am gleichen Tage noch fünf bis sechsmal und gewöhnlich zuletzt vor einer der größten Brauereien zu wiederholen, in welcher dann auch die Ausprüfung gehalten wird. Mit dem Schluß des Karnevals erreicht auch der Schäffleranz sein Ende und der Sprecher hält vor dem Thore des Kreuzbräus seine Rede, in welcher er allen großmütigen Unterstützern des Festes dankt und wünscht, daß alle die Wiederkehr des Festes nach sieben Jahren gesund erleben mögen.



Paul und Verthold. Zeichnung von J. Thomson.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Jenny Wundermann schaute auf, starr blieb ihr Blick auf dem treuerzigen Antlitz Flotwells ruhen, ein seltsames Gemisch von Angst, Freude und Bestürzung spiegelte sich in ihren Zügen.

„Sie hier?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Mein Georg...“

„Ist gesund,“ sagte er beruhigend, „kerngesund.“

„Und mein Vater?“

„Auch er ist wohl und munter.“

„So bringen Sie mir keine schlimme Nachricht?“ sagte sie, ihm die Hand reichend, und angstvolle Zweifel sprachen noch immer aus ihren weitgeöffneten blauen Augen.

„Nein, nein, beruhigen Sie sich,“ bat er, nachdem er ihren Handdruck erwidert und neben ihr Platz genommen hatte; „Sie befinden sich wohl? Sind Sie noch immer in Ihrer Stellung zufrieden?“

„Gewiß,“ nickte sie, „ich schrieb es Ihnen ja in jedem Briefe, ich bin Ihnen noch heute dankbar.“

„Lassen wir das,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „mich macht es glücklich, wenn ich ein Lächeln auf Ihren Lippen sehe.“

„Aber weshalb haben Sie die Reise hieher gemacht?“ fragte sie mit wieder erwachendem Mißtrauen. „Wollen Sie mit Master Wellingfild über Ihre Erfindung reden? Vor einigen Tagen noch hat er Ihrer gedacht, ich glaube, er ist nicht abgeneigt, Sie in Ihren Bestrebungen zu unterstützen. Waren Sie schon bei ihm? Wann sind Sie angekommen?“

„Sie sind noch immer beunruhigt und besorgt,“ sagte er in seiner ruhigen Weise, „ich wiederhole nochmals, daß ich Master Holly und auch Georg in bestem Wohlfühlen verlassen habe, ich bringe Ihnen Grüße von beiden. Angekommen bin ich hier vor etwa zwei Stunden; ich war schon bei Master Wellingfild, er sagte mir, daß Sie mit seinen Kindern ausgegangen seien und daß ich

Sie wahrscheinlich hier finden würde.“

„Und der Zweck Ihrer Reise?“ fragte sie noch einmal.

„Er ist mir selbst noch unklar, wenn ich die Wahrheit sagen soll. Erinnern Sie sich noch des Ringes, der nach dem Tode Theodors hier im Hotel gefunden wurde?“

„Natürlich,“ nickte sie, „wir haben ihn ja nach Brasilien geschickt.“

„Ganz recht, wir nahmen an, daß der Baron von Feldern ihn verloren haben müsse, und der Kapitän Smith nahm ihn mit, um ihn in Brasilien dem Schwiegervater des Herrn Baron vorzuzeigen. Sie wissen, dieser Schwiegervater heißt ebenfalls Theodor Wundermann, und er ist ein Onkel Ihres Vaters.“

„Ein Bruder meines Vaters,“ erwiderte sie lebhaft; „hat diese Verwandtschaft ihn vielleicht bewogen, sich des Sohnes seines Neffen anzunehmen? Ich habe, dem Himmel sei Dank, nicht nötig, Almosen für mein Kind anzunehmen, ich werde meinen Stolz darin suchen, aus eigenen Mitteln die Erziehung meines Sohnes zu bestreiten!“

„Sie ereifern sich unnötig, Jenny,“ sagte er kopfschüttelnd, „von alledem ist keine Rede. Der Kapitän Smith fand in Brasilien den Schwiegervater nicht, wohl aber den Schwiegersohn, denselben Baron Franz von Feldern, der mit Ihrem Vaters zugleich hier gewesen sein soll.“

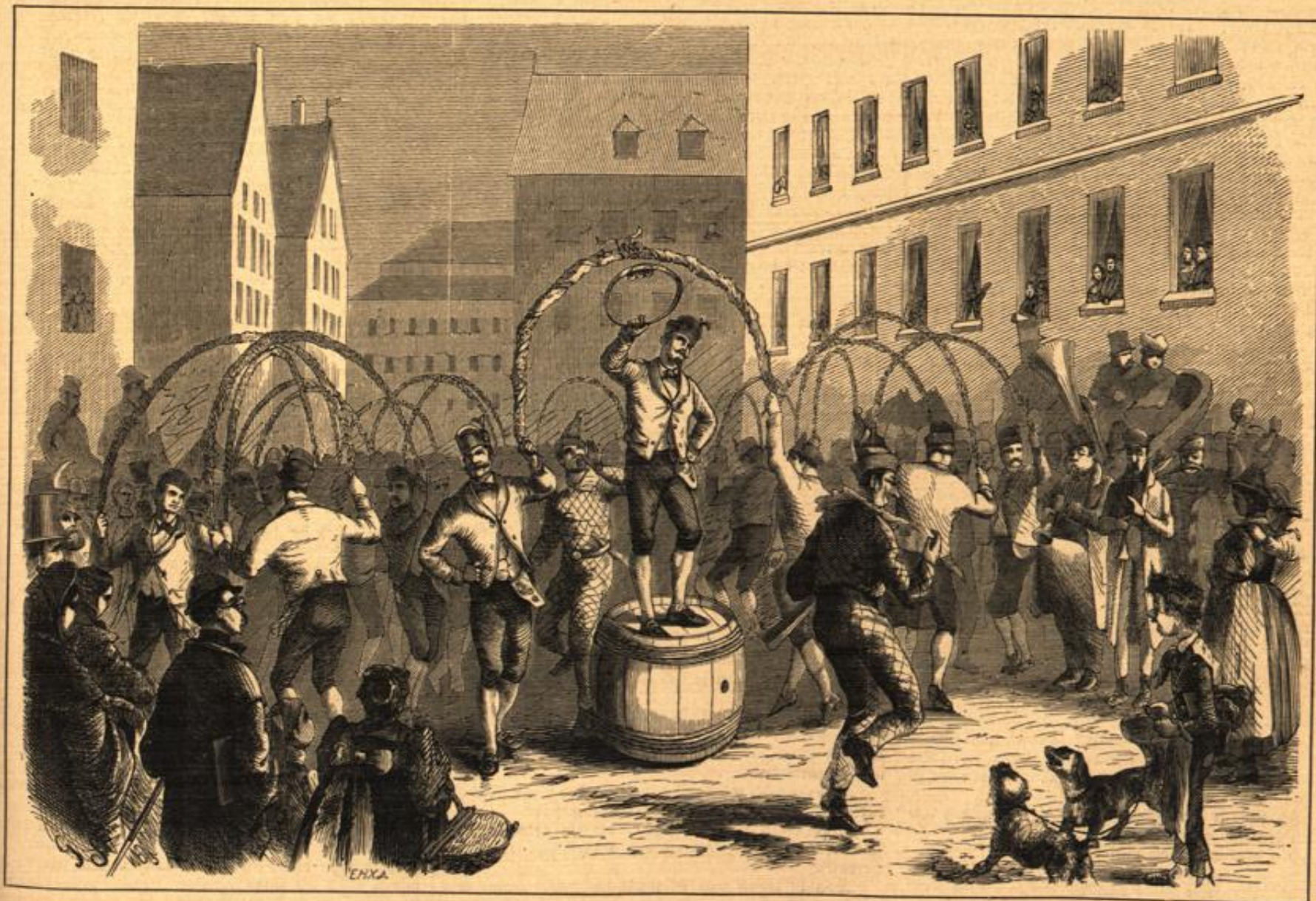
„So war er schon zurückgekehrt?“

„Nein, er ist gar nicht hier gewesen. Was haben Sie da?“

Sein Blick war auf das Bild gefallen, das Jenny von der Papierumhüllung befreit hatte, sie gab es ihm, sie wollte sich überzeugen, ob auch er in der Gruppe das Porträt ihres verstorbenen Vaters fände.



Trottellumme. Zeichnung von Rob. Kretschmer. (S. 367.)



Der Schafflertanz zu München. Originalzeichnung von G. Sundblad. (S. 367.)

„Da ist ja Theodor!“ sagte er überrascht. „So dachte ich auch, als ich vorhin das Bild entdeckte und kaufte“, erwiderte sie, „und doch kann er es nicht sein. Finden Sie nicht auch die Ähnlichkeit überraschend?“

„Das ist mehr als nur Ähnlichkeit, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es das Porträt Theodors ist.“

Der Photograph aber behauptet, diese Gruppe von Badegästen sei am ersten Juli morgens hier am Brunnen aufgenommen worden, und Theodor starb in der Nacht vom zehnten zum elften Juli,“ sagte Jenny, jedes Wort betonend; „beruht diese Behauptung auf Wahrheit, so kann dieses Bild nur das Porträt eines Doppelgängers sein.“

„Vielleicht auch nicht!“ erwiderte er so ernst, daß Jenny erschreckt zusammenfuhr; „die Zweifel, die ich noch hegte, sind nun geschwunden, Theodor ist nicht tot, er weilt noch unter den Lebenden.“

Sie wollte von ihrem Sitz emporspringen, er legte seine Hand auf ihren Arm und hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Bewahren Sie Ihre Fassung und Ihre Ruhe,“ bat er; „es ist leider nichts Angenehmes, was ich Ihnen berichten muß, und der Himmel weiß, wie gerne ich Ihnen diese Aufregung ersparen möchte. Schon vor einigen Wochen empfing ich aus einer deutschen Residenz einen Brief, über vielmehr dieser Brief war an Sie gerichtet, in dem Sie gebeten wurden, dem Schreiber eine Photographie Theodors zu schicken, der Schreiber hieß Santer, er gab vor, mit Ihrem verstorbenen Gatten sehr befreundet gewesen zu sein. Master Holly und ich konnten uns nicht entsinnen, diesen Namen früher schon gehört zu haben, wir fanden ihn auch nicht in den hinterlassenen Papieren Theodors, und da wir keine Photographie von dem Verstorbenen besaßen, konnten wir auch keine schicken, der Brief blieb unbeantwortet. Nun kommt vor einigen Tagen der Baron Franz von Feldern mit seiner jungen Frau aus Brasilien nach London in Ihre Wohnung und verlangt mit Ihnen, mit Ihrem Vater und mit mir zu reden. Master Holly läßt mich aus der Fabrik holen, und nun erklärt der Herr Baron uns, er sei nie in Homburg gewesen, der Ring gehöre seinem Schwiegervater, und er vermute, daß sein Schwiegervater jener Theodor Wundermann sei, dessen irdische Hülle auf dem Friedhof in Homburg liege.“

„Unmöglich!“ rief Jenny bestürzt, während ihr Blick starr, voll fieberhafter Erwartung auf dem Freunde ruhte.

„Im ersten Augenblick sagte ich das auch,“ fuhr Henry Flotwell mit leiser Stimme und voll herzlicher Teilnahme fort, „ich verwarf diese Vermutung als ein Ding der Unmöglichkeit, aber nach einigem Nachdenken mußte ich ihre Wahrscheinlichkeit zugeben. Theodor Wundermann aus Brasilien war nach Europa gekommen, um für seinen Schwiegerjohn eine Erbschaft in Empfang zu nehmen, anfangs hatte der Baron das selbst besorgen wollen und alle nötigen Papiere, Paß und Kreditbriefe sich bereits ausfertigen lassen. Plötzliche Erkrankung hatte den Baron verhindert, und Theodor Wundermann nahm jene Papiere mit, die besser vernichtet worden wären. Ob der Brasilianer nun seinen Neffen aufgesucht hat, oder ob er zufällig mit ihm zusammengetroffen ist, das bleibt noch unauflöselt und es thut auch nichts zur Sache, jedenfalls scheint es fest zu stehen, daß Onkel und Nefse zugleich hier ankamen und als gute Freunde in demselben Gasthofe abstiegen. Man darf ferner annehmen, daß der Onkel seinen Neffen in seine Familienverhältnisse eingeweiht hat, vielleicht ließ er ihn auch einen Blick in sein Portefeuille werfen, das die Papiere des Barons enthielt. Nun starb der Brasilianer in jener Nacht, und die Namen der beiden waren noch nicht ins Fremdenbuch des Hotels eingetragen! Der Nefse war ruiniert, er hatte sich einer Unterschlagung schuldig gemacht, die ihm Ehre und Freiheit kosten mußte; lag ihm unter diesen Umständen nicht der Gedanke nahe, daß er gerettet sei, wenn er sich der Papiere des Toten bemächtigte und die Rolle des Barons von Feldern übernehme?“

„Lieber, guter Gott!“ stöhnte Jenny, das Antlitz mit den Händen bedeckend. „Wie können Sie nur so grausam sein, Henry, mir das alles zu sagen?“

„Was gäbe ich nicht darum, hätte ich Ihnen das alles ersparen können!“ seufzte er. „Verheimlichen durfte ich es Ihnen nicht, ich konnte es auch nicht, denn der Baron besteht darauf, mit Ihnen persönlich zu reden, er hofft seinen Zweck rascher zu erreichen, wenn Sie sich mit ihm verbinden.“

„Gegen den Vater meines Kindes?“

„Müssen Sie ihn jetzt nicht verachten? Hat er nicht selbst sich von seinem Kinde und seiner Gattin losgesagt? Was kann er Ihnen noch sein? Wie viel besser wäre es für Sie und Ihr Kind gewesen, wenn Sie ihn als Toten hätten betrauern dürfen!“

Jenny ließ die Hände wieder sinken, ein herber Zug umzuckte ihre Mundwinkel.

„Das alles ist nur Vermutung,“ sagte sie, „wie können Sie, sein bester Freund, ihn solchen Schurkenstreichen fähig halten, Sie, der Sie von allen übrigen Menschen nur Gutes denken?“

„Ich denke so lange Gutes von ihnen, bis mir das Gegenteil bewiesen wird!“

„Hier aber ist es noch nicht bewiesen!“

„Es ist bewiesen durch die Thatfachen, die er selbst mir berichtet hat,“ sagte Henry Flotwell, dessen Stirne mehr und mehr sich umwölkte. „Wie gerne hätte ich Ihnen das

alles verschwiegen, wie gerne das Andenken, das Sie dem Toten weihen, stedenlos gelassen! Er hat Sie nie geliebt, Jenny, nur sich selbst liebte er, er kannte keine Rücksichten, die er Ihnen oder seinem Kinde schuldet, wenn es die Befriedigung seiner eigenen Leidenschaften galt.“

Ein zorniger Blick traf ihn aus den Augen der jungen Frau, deren blaßes Antlitz plötzlich sich gerötet hatte.

„Sie sind nie sein Freund gewesen, wenn Sie dieses Urteil über ihn fällen können!“ erwiderte sie. „Theodor sollte mich nicht geliebt haben? Er war nicht, wie andere Menschen, die von Zärtlichkeit überfließen, er liebte es nicht, seine Gefühle jedem zu zeigen und gewissermaßen mit ihnen zu prunken, aber ich weiß, daß er an mir und dem Kinde hing, und diesen Glauben soll mir niemand rauben.“

„Wenn er es gethan hätte, würde er dann Sie verlassen haben, um fortan die Rolle eines Abenteurers zu spielen?“

„Beweisen Sie mir, daß er dies gethan hat!“

„Sein Porträt auf diesem Bilde liefert den Beweis, den Sie verlangen,“ sagte Flotwell mit gesenktem Haupte, wohl fühlend, daß der Blick Jennys zürnend auf ihm ruhte. „Er soll gestorben sein in der Nacht vom zehnten auf den ersten Juli, und am ersten Juli war er noch hier unter den Kurgästen am Brunnen.“

„Der Photograph kann sich im Datum der Aufnahme irren!“

„Das ist nicht wohl anzunehmen, überdies soll Theodor erst am Nachmittag vor der Nacht seines Todes hier angekommen sein, er kann also morgens den Brunnen nicht besucht haben.“

„Und wenn wir dies alles annehmen, würde Theodor so unvorsichtig gewesen sein, sich im Augenblick der photographischen Aufnahme der Gruppe zuzugeseilen?“

Henry Flotwell hatte das Bild wieder aufgenommen, in Schweigen versunken betrachtete er es noch einmal eine geraume Weile.

„Mir scheint, daß er von dieser photographischen Aufnahme nichts gewußt hat,“ sagte er endlich, „er steht oben an der Säule einsam, und sein starrer Blick läßt vermuten, daß er in jenem Moment nur mit seinen Plänen beschäftigt war, deren Ausführung sicherlich sein ganzes Denken in Anspruch nahm.“

„Er würde es später erfahren haben!“

„Wodurch? Bei seiner Abreise war das Bild noch nicht fertig, er kann es also nicht gesehen haben. Und wenn er es auch erfahren hätte, so sehr würde es ihn nicht beunruhigt haben, er konnte ja nicht vermuten, daß Sie oder ich hier kamen und dieses Bild entdeckten.“

„Was Sie auch sagen mögen, ich halte noch immer an der Vermutung fest, daß hier eine Täuschung, eine Verwechselung zweier Personen, die einander gleichen, vorliegt,“ erwiderte Jenny mit einem tiefen, schweren Atemzuge.

„So muß ich meine Beweisführung fortsetzen,“ antwortete er, mit bedauernder Miene das Haupt schüttelnd. „Erinnern Sie sich noch der Geldsendung, die er von hier aus dem Hause Volterbing & Söhne machte? Er hat hier an der Spielbank nicht gewonnen, sondern verloren, wenn auch sein Verlust nicht bedeutend gewesen sein soll.“

„Sein reicher Onkel wird ihm das Geld gegeben haben!“

„So geben Sie also zu, daß zwei Herren Theodor Wundermann hier waren, ein alter und ein junger; der jüngere dieser beiden Herren aber nannte sich Baron von Feldern, und er hat in der That in seiner äußeren Erscheinung mit dem wirklichen Baron von Feldern große Ähnlichkeit.“

„Mein Mann?“ fragte Jenny überrascht.

„Sie werden selbst darüber urteilen können, wenn Sie dem Herrn Baron gegenüberstehen! Ich komme auf die Geldsendung zurück; das Couvert des Geldbrieses, das ich noch besitze, trägt den Poststempel dieser Stadt vom ersten Juli zwischen sieben und acht Uhr morgens. Das war mir schon befremdend, ich glaubte anfangs an einen Irrtum seitens der Postverwaltung, dieser Glaube aber mußte schwinden, als ich unter den Papieren Theodors die Postquittung über den Geldbrief und auf dieser dasselbe Datum fand. Nun frage ich Sie, wer hat am ersten Juli in der Morgenfrühe den Brief zur Post gebracht? Im Hotel wußte man nichts davon, und der angebliche Baron hat auch nichts davon gesagt. Halten Sie dies nun mit der Behauptung des Photographen zusammen, so kann es Ihnen nicht mehr zweifelhaft sein, daß Theodor am Morgen des ersten Juli noch unter den Lebenden weilte.“

Jenny hatte sich erhoben, sie warf einen raschen, prüfenden Blick auf die spielenden Kinder.

„Lassen Sie uns wandern,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ich muß mir Bewegung machen, um meine Fassung wieder zu finden. So wäre also der Tote, dessen Grab ich mit Blumen geschmückt habe, der Onkel meines Mannes?“

„Diese Vermutung liegt so nahe, daß ihre Richtigkeit nicht bezweifelt werden kann!“ erwiderte er, während sie auf dem Wege, der an der Wiese entlang führte, auf und nieder wanderten.

„Und vermutet man weiter, daß der Tod dieses Mannes durch ein Verbrechen herbeigeführt worden sei?“

„Das Gutachten des Arztes, der die Totenschau gehalten hat, spricht dagegen, Jenny, dennoch hegt man diesen Verdacht.“

„Wer ist dieser ‚man‘?“ fragte sie scharf. „Sind Sie es, Henry?“

„Nein, ich halte mich nur an die Thatfachen, fern sei es von mir, einen Verdacht auszusprechen, den ich nicht beweisen kann. Baron von Feldern und seine Gattin wollen beide an den natürlichen Tod ihres Vaters nicht glauben, der ein sehr rüstiger und gesunder Herr gewesen sein soll.“

„Wo sind die beiden?“

„Hier, sie erwarten uns bei Master Wellingfeld.“

„So mögen sie sich noch eine Weile gedulden,“ sagte Jenny mit einer Ruhe, die ihren Begleiter beunruhigte.

„Was soll nun geschehen?“

„Das Grab hier soll geöffnet werden.“

„Dagegen kann ich protestieren, denn dieses Grab ist mein Eigentum!“

„Ich glaube nicht, daß Ihr Protest den Erfolg haben würde, den Sie beabsichtigen,“ erwiderte er begütigend, „überdies muß es doch auch Ihnen erwünscht sein, volle Gewißheit zu erhalten!“

„Die Gewißheit, daß der Vater meines Kindes ein Verbrecher ist?“

„Wenn er es ist, so wird es nun an den Tag kommen, und Sie können nichts daran ändern!“

„So bliebe mir nur noch der einzige Trost, daß er Zeit genug gehabt hat, sich der Verfolgung zu entziehen,“ sagte Jenny, den thränenreichen Blick in die Ferne richtend.

„Auch diesen Trost kann ich Ihnen nicht lassen. Der alte Herr Wundermann war hiehergekommen, um in einer deutschen Residenzstadt eine namhafte Erbschaft für seinen Schwiegerjohn in Empfang zu nehmen. Alle darauf bezüglichen Papiere fielen nach seinem Tode in die Hände Ihres Vaters, und daraus, daß dieser hier schon die Rolle des Barons von Feldern übernahm, läßt sich mit Sicherheit vermuten, daß er den Entschluß gefaßt hatte, sich in den Besitz jener Erbschaft zu bringen. So leicht, wie er vielleicht glaubte, konnte das nicht geschehen, denn ein Onkel des Barons hatte gegen das Testament Einspruch erhoben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Theodor noch in jener Residenz weilte.“

„Das hätte man durch den Telegraphen schon erforschen können!“

„Wir haben uns das auch gesagt,“ fuhr Flotwell in seiner ersten, ruhigen Weise fort, „aber nach langer Beratung sind wir zu dem Entschluß gekommen, diese Nachforschungen einstweilen zu unterlassen. Der Herr Baron will vorab hier sich volle Gewißheit durch die Besichtigung der Leiche verschaffen, dann erst soll über die weiteren Schritte beraten werden.“

„An dieser Beratung wird man mich nicht teilnehmen lassen?“

„Nein, aber man wünscht, daß Sie uns in die Residenz begleiten!“

„Zu welchem Zweck?“

„Baron von Feldern hofft, daß Ihr plötzliches Erscheinen auf Ihren Gatten einen erschütternden und verwirrenden Eindruck machen und ihn zu einem offenen Geständnis bewegen wird.“

„Finden Sie das nicht eine grausame Zumutung, Henry?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Ich selbst soll meinen Mann dem Richter überliefern?“

„Es steht Ihnen frei, diese Zumutung abzulehnen!“

„Nein, ich werde sie annehmen,“ sagte Jenny nach einer Pause in entschlossenem Tone.

Er sah sie forschend an, ihre Blicke begegneten sich, ein herber, schmerzlicher Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Ich errate Ihre Beweggründe,“ erwiderte er, „Ihres Kindes wegen muß ich sie billigen, nur fürchte ich, daß es Ihnen nicht gelingen wird, seinen Namen vor Schande zu bewahren.“

„Vielleicht gelingt mir auch das, wenn sein Verbrechen nicht zu groß und Baron von Feldern ein edel denkender Mann ist,“ antwortete sie, und aus jedem Zuge ihres bleichen Gesichts sprach jetzt eine Entschlossenheit, die durch nichts mehr erschüttert werden konnte. „Ich erwarte von Ihrer Freundschaft, daß Sie meinen Bemühungen kein Hindernis in den Weg legen werden, Henry, thäten Sie es dennoch, so —“

„Fürchten Sie das nicht,“ unterbrach er sie rasch mit einer ablehnenden Handbewegung, „so sehr ich auch jetzt Ihren Gatten verachte, werde ich doch Ihre Wege nicht dazu beitragen, um ihn dem rächenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.“

„Dieses Versprechen genügt mir. Unterstützung verlange ich nicht von Ihnen, Henry, aber um eins möchte ich Sie bitten. Bieten Sie alles auf, den Baron zur Geduld zu veranlassen, so lange wenigstens, bis wir in der Residenz eingetroffen sind. Verhindern Sie es, daß die Verhaftung schon von hier aus gefordert wird, und verschweigen Sie ihm die Entdeckung, die wir auf dem Gruppenbilde gemacht haben.“

„Das letzte will ich Ihnen versprechen, ob mir aber das erste gelingt, weiß ich nicht. Zwar ist der Baron ein ruhiger Mann, selbst der Verlust der Erbschaft würde ihn nicht sehr aufregen, aber der Verdacht, daß ein Verbrechen das Leben seines Schwiegervaters beendet haben könne, erfüllt seine Seele mit Haß gegen den Abenteurer, und wenn er jetzt noch keine Schritte thut, um ihn verhaften zu lassen, so unterläßt er es wohl nur deshalb, weil er fürchtet, sein Doppelgänger könne dadurch vorzeitig gewarnt werden und infolge dessen die Flucht ergreifen. Theodor besitzt die echten Legitimationspapiere des Freiherrn von Feldern, mit ihnen

kann er jedem Angriff, der aus der Ferne kommt, entgegenzutreten."

"Und wenn ich nun vorausreiste?"

"Das dürfen Sie nicht, der Baron würde Ihre Absicht erraten und sie vereiteln. Wir werden nun gehen müssen, Jenny, man erwartet Sie mit Ungebuld."

"Ist Master Wellingfild bereits unterrichtet?"

"Er wird es jetzt sein, ihm konnten wir nichts verheimlichen, da er Ihnen ja die Erlaubnis zu der Reise geben muß."

"Und Sie werden mich auch in die Residenz begleiten?"

"Der Baron wünscht es, ich soll Ihren Gatten rekonnostrieren. Ich wäre lieber in London geblieben, aber ich dachte mir, daß es Sie beruhigen würde, wenn ich an Ihrer Seite wäre."

"Und ich danke Ihnen dafür, ich weiß ja, wie fest ich auf Ihre Freundschaft vertrauen darf. Wollen wir nun gehen?"

"Ich bin bereit," nickte er.

Sie ging auf die Wiese und holte die Kinder, und er sah ihr mit einem tiefschmerzlichen Blick nach.

Wie gerne hätte er ihr diesen furchtbaren Schmerz erspart, der ihr alles rauben mußte, was ihr bisher noch teuer gewesen war! Ihr Gatte entehrt, ein Verbrecher, der im Zuchthause oder gar auf dem Schafott enden mußte!

Seine Schande fiel auf sie und auf ihr Kind zurück, der dunkle Flecken konnte nie wieder von seinem Namen getilgt werden!

Wie viel besser wäre es gewesen, hätte sie den Gatten, den sie auch jetzt noch liebte, als einen Toten betrachten dürfen!

Sie kehrte mit den Kindern zurück, der Ausdruck ihres schönen Gesichts war ernst, fast finster, er ließ erkennen, daß sie ihren Entschluß gefaßt hatte.

"Wie es auch kommen mag, ich werde handeln, wie die Pflichten der Gattin und der Mutter es mir gebieten," sagte sie mit gepreßter Stimme, dann blieb sie in Schweigen versunken, bis sie die Wohnung Wellingfilds erreicht hatten, wo Franz von Feldern und Hermance sie erwarteten.

(Fortsetzung folgt.)



Sollen wir kalt oder warm essen und trinken?

Ueber die Schädlichkeit des Genusses heißer Speisen und Getränke veröffentlicht Dr. Maier im „Journal für öffentliche Gesundheitspflege“ einen Aufsatz, der viel Beherzigenswerthes enthält. Es ist nicht zu glauben, wie hartnäckig Hausfrau und Köchin gerade an dem Unzuge, die Erzeugnisse des häuslichen Herdes nur in heißem Zustande kauen und verschlingen zu lassen, mehr als an allen übrigen Küchenlastern festhalten, das Aufstücken der Speisen in Halbgut ist zu einem Küchenlaster geworden. In diesem Punkte ist es mir noch nie und nirgends — selbst in meiner eigenen Familie nicht — gelungen, ein erträgliches Uebereinkommen zwischen Hausfrau und Tischgesellschaft zu Stande zu bringen. Einmal, als mir's zu bunt wurde, und Suppe und Kaffee immer wieder freischend vor Blut auf den gedeckten Tisch gebracht wurden, nahm ich das Thermometer von der Wand und versenkte es zum Schreck der Hausfrau in die volle Suppenschüssel. Das half. Das Thermometer zeigte 70 Grad Celsius, — 32 mehr als die Blutwärme. Eine Brühe von 70 Grad Celsius, welche man sich ungekühlt nicht über die Zähne gießen kann, eine solche Glühbrühe sich auf die Zähne und Zunge wie in einen Abfahlofen zu gießen — daß so etwas Tierquälerei sei, mußte eigentlich jeder einsehen, und doch leuchtet es fast niemand ein. Einen minder empfindlichen Körpertheil als die Mundschleimhaut und den Zahnschmelz, nämlich die äußere Haut, in einem Badewasser von ähnlich hoher Temperatur zu baden, das würde gleichbedeutend mit Tötung des ganzen Menschen sein; und die Mundhöhle mit allem was darin ist, muß sich solch unbarmerziges Verbrühen, nur weil es nun einmal zur Küchenmode, zur Küchenhygiene der Hausfrau gehört, gefallen lassen. Wie pedantisch läßt der Kurbadende mit dem Thermometer sich die 25 oder 28 Grad Celsius seines Hauptbades abmessen! Wie würde er, und zwar mit Recht, schimpfen, wenn der Badediener ihm das Bannenbad auf 50 Grad Celsius erhöhte! Und dieser nämliche Badegast badet tagtäglich beim Mittagssmahle Mund und Magen mit einer Brühe und mit Brocken von 60 Grad und noch darüber und denkt sich nichts und fürchtet nichts dabei. Den Köchinnen diese ihre Heißblütigkeit im Aufstücken der Mahlzeiten abzugewöhnen, ist der Zweck des gegenwärtigen Winkes. Es ist gar lustig anzuschauen, wie an einer Mittagstafel jeder bei den ersten Löffeln Suppe, die er zum Runden führt, seine besonderen Grimassen schneidet; unbewußt runzelt er die Stirn und verzicht alle Wangen- und Kinnmuskeln. Ich habe mir manchmal photographische Augenblicksbilder einer Tischgesellschaft gewünscht, welche eben über die erste heiße Schüssel mit Löffel oder Gabel herfällt. Wenn unsere Haustiere uns Menschen vor den glühend heißen Schüsseln schmachend sitzen, uns zornentbrannt wie „Feueresser“ die heißen Stücke Kartoffeln über das Gehege der Zähne hinweg verschlingen sehen, wie würden sie über unser vernunftwidriges Gebahren die Köpfe schütteln. Ich war einmal um die Mittagstunde in einem Bauernhause Zeuge, wie eine Bauersfrau ihre Tochter, welche den Butterinhalt eines Kuhfelles unabgeläutet in die Viehtröge tragen wollte, ohrfeigte und sie scheltend fragte, ob

sie die Kühe mit dem heißen Futter wohl töten oder denn doch krank machen wolle. Und doch trug diese nämliche Frau, die also des Viehes sich erbarmte, den Thyrigen in der nämlichen Minute das Rohgemüse glühend heiß in großen Schüsseln vom Herde unmittelbar auf den Tisch. Die vor Hunger ungeduldig Harrenden führten vor meinen Augen jenes interessante Grimassen-spiel der Feuerprobe auf, an dessen Anblick ich mich schon so häufig ergötzt habe. Jung und alt spühen über dem heißen Löffel den Mund; es ist ein allseitiges Blasen und Schnüffeln und Säufeln am Löffelrande, ein Säufeln und Blöten am Tisch, als ob's einem Straßengasse gälte. Es ist gerade, als ob uns Menschen aufgegeben wäre, bei jeder Mahlzeit durch Zunge und Gebiß ganz genau den Verbrennungspunkt der Schleimhaut und die Sprengtemperatur für den Zahnschmelz am Lebenden zu ermitteln, so gewissenhaft bemüht sich jeder, die ersten Bissen so heiß wie nur immer möglich dem Mundboden aufzuladen und hier sie zwischen den Kiefern und den oberen Zähnen tanzen zu lassen. Die nächste unmittelbare Wirkung dieser abentheuerlichen Küchenplage, des Feueressens, ist das moderne allgemeine Zahnelend mit all seinen gesundheitsschädlichen Folgen. Das Heer der Zahnärzte läuft sein Dasein in erster Reihe auf den Unzug der Köchinnen, Speise und Trank in einer Temperatur von 50—70 Grad Celsius aufzutischen. Man sucht noch immer nach einer Erklärung, warum die Zähne des Oberkiefers in der Regel früher zu Grunde gehen als die des Unterkiefers; man vermutet die Ursache unter anderem in den chemischen Eigenschaften, namentlich in der schädlichen Verhärtenheit des mehr im Unterkieferbedeckten sich aufhaltenden Speichels. Aber wir brauchen nur einen frisch geschnappten heißen Bissen in der Mundhöhle zu verfolgen, um gleich einzusehen, daß die Zerstörung des Zahnschmelzes hauptsächlich am Oberkiefer ein mechanischer Sprengvorgang ist, hervorgerufen durch unnatürliche Temperaturgegensätze innerhalb der Mundhöhle. Der heiße Bissen wird zunächst auf dem Zungenrücken durch ein unwillkürliches Schnalzen und Zittern der Zungenmuskeln, welche hierin mit der Zeit eine unglaubliche Fertigkeit erlangen, hin und her geworfen, dabei stößt er, wie die Billardkugeln am Randpolster, an den Zähnen des Oberkiefers an und ab. Die nächste Folge ist, daß die oberen Zähne die ersten sind, welche zerklüftet werden, und zwar an ihren inneren, der Mundhöhle zugekehrten Ranten. Gleichwie in Glasbläsen schon eine punktförmige, leise Berührung eines Glaszylinders mit dem Sprengbolzen im Nu die ganze Walze spaltet, gerade so muß die heiße Kost einer unvernünftigen Hausfrau schon durch vorübergehende Berührung der Zahnoberfläche den Zahnschmelz immer mehr zerklüften und für das Eindringen und Nachdringen schmelzfeindlicher Flüssigkeiten, wie Zucker, Säuren und so weiter, aufschließen. Aus diesen Andeutungen über Gesundheitsverwüstungen, welche durch heiße Getränke und Speisen angerichtet werden, ziehen wir die Lehre: schenken wir unseren Hausfrauen oder Köchinnen, wenn wir sie anders nicht von der heißen Kost abbringen können, zu Weihnachten für die Küche ein Suppen- oder Kaffeethermometer, damit sie die Speisen und Getränke, ehe sie auf den Tisch kommen, auf den zuträglichen Wärmegrad abstimmen. Steinakt gewordene Menschen pflegen zu behaupten, daß sie nie im Leben heiß gegessen und getrunken haben.

Eine Büffeljagd in Montana.

Von einer Büffeljagd in Montana erzählt Fr. Small: Wir waren unserer vier, meine Begleiter George und Frank, ich und ein halbblütiger Sioux-Indianer Joe, der uns als Führer diente. Eines Morgens bemerkten wir eine Herde Büffel, die etwa eine Meile von uns entfernt an dem linken Ufer eines Baches friedlich weidete. Wir ließen unseren „Mustangs“ die Zügel schlingen und mit lebhaftem Wiehern stürzten sie vorwärts. Der Wind war uns günstig und wir gelangten nahe an die Herde heran, ohne von den Tieren bemerkt zu werden. Da erblickte uns ein großer Stier, gab den Alarm, und in kurzer Zeit befand sich die ganze Herde in Bewegung. Vier Schüsse trachten, allein nur ein Büffel stürzte zur Erde. Wir hatten alle unser Ziel verfehlt, Joe ausgenommen. Nun galoppirten wir der auf und nieder wogenden Büffelfar nach und feuerten aufs Geratewohl in sie hinein. Ich erblickte einen verwundeten Stier der hinter seinen Kameraden zurückblieb, war aber nicht sicher, ob ich selbst ihn verwundet hatte oder nicht, allein seine Hörner und seine Haut blieben mir so verlockend entgegen, daß ich beschloß, seinem Leben um jeden Preis ein Ende zu machen. Mehr als einmal rettete mich die Schnelligkeit meines Pferdes vor seinen Angriffen. Einmal streifte seine struppige Mähne sogar meinen Fuß; doch als er sich wieder umdrehte, streckte ihn ein wohlgezielter Schuß aus meinem Schießseilen nieder. In der Aufregung über meine Beute hatte ich meine Kameraden ganz aus den Augen verloren. Als ich mich nach ihnen umschaute, bemerkte ich sie, etwa eine Meile weit entfernt, noch in Verfolgung der Büffelfar begriffen. Uebrigens hatte ich später mit dem von mir erlegten Büffel wenig Glück, denn auf meiner Heimreise durch Dakota verlor ich meine ganze Jagdbeute und viele Gerätschaften in einem Präriefeuer und konnte froh sein, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Rätsel.

Accentuiere du, Freund, von zweien die erste der Silben, Triffst in der Großstadt du viel durch mich Leidende an. Wechselst du mit dem Accent, welch' bitteres und qualvolles Leben Wurde ihm, welchen doch Gott schuf auch zu irdischem Gluck!

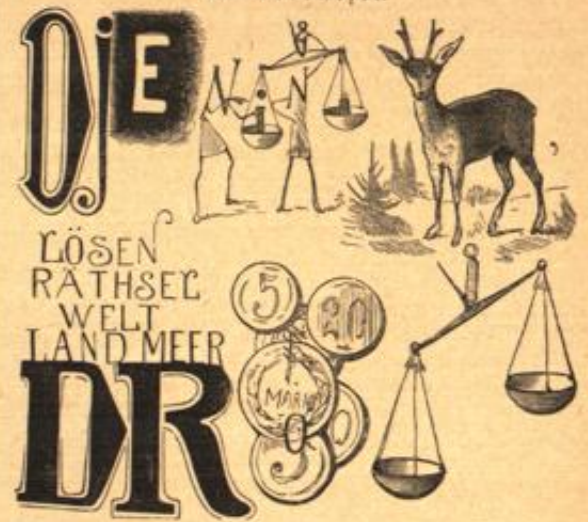
Auflösung der Charade Seite 347:

Moskogeist.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 347:

In den Ocean schiff mit tausend Massen der Jüngling, Stül auf gestietem Boot Treibt in den Hafen der Greis.

Bilderrätsel.



In unserer

Deutschen Romanbibliothek,

die sich eifrigeren Romanlesern als Ergänzungsschrift zu „Illustrirte Welt“ bestens empfehlen darf, beginnt sorben der Abdruck eines Romans, den wir der deutschen Leserschaft ganz besonders warm ans Herz legen dürfen. Es ist dies

Die Lehnjungfer

von

Emile Erhard,

das schon längst angekündigte Werk, dessen Erscheinen nur durch zeitweilige Krankheit des mit Recht weit und breit beliebten Verfassers sich bis jetzt verzögert hat.

Dieser fesselnde Roman, der die ereignisreiche Zeit von 1848 bis 1866 in sich faßt, gründet sich auf die eigentümlichen Lehnverhältnisse innerhalb Mecklenburgs, führt den Leser aber sehr bald aus dem engen Rahmen der Heimat des Helden in ein weites, reiches Feld. Er gelangt nach Berlin, mitten in den politischen Strudel des Jahres 1848. Historische Persönlichkeiten sind in großer Zahl dem Gang der Haupthandlung eingeflochten. Der Hofkreis in seinen mannigfaltigen Erscheinungen, das militärische Element mit den hervorragenden Persönlichkeiten, das Volk in seinem Kern und seinen Auswüchsen sind in der bekannten Weise des scharf beobachtenden Verfassers gezeichnet. Den Schluß bilden hochinteressante Einzelheiten aus dem Kriegsjahr 1866.

Wir sind überzeugt, durch dieses mit außerordentlicher Frische und Lebhaftigkeit geschriebene Werk den Lesern der Romanbibliothek, die ja zu einem großen Teil auch diejenigen von „Illustrirte Welt“ sind, eine ganz besondere Freude zu bereiten.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Aummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Heften 35 Pfennig das Heft) kann noch jederzeit eingetragen werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Keine Korrespondenz.



Abonnent in Bukarest. Sie thun am besten, sich an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Wien zu wenden.

Hrn. J. Meyer in Bremen. Vielleicht durch „Volgts Zinsstücken“ (Wienbaden, Bestoth & Comp.).

Herr C. Pöcher in T. Ja, man binde ein Tuch so um den Kopf, daß es unter dem Kinn fest zugeschnitten wird.

Herr R. M. in D. wünscht zu wissen, wo man keine Wärmeapparate, die an den Cylinder einer Petroleumlampe befestigt werden, erhalten kann. Vielleicht weiß einer unserer Leser hier Bescheid.

Hrn. A. W. in Riga. Waldemar war Pseudonym eines Frau-lein Ihmer, das 1884 verstorben ist. Die Wahl des Namens geschah, wie uns berichtet worden, ohne bestimmte Rücksicht.

Abonnent A. S. in D. Wir wollen es versuchen. Wertangabe sehr schwierig!

Hrn. B. in Berlin. Ganz hübsch, aber der Stoff zu wenig originell. Dasselbe gilt von Herrn M. A. T. B. ebendort.

Frau Therese W. in Hannover. Wir haben uns erkundigt. Der betreffende Herr steht schon lange nicht mehr bei diesem Regiment in Ulm; er hat den Abschied genommen und ist nach Brasilien (h) ausgewandert.

M. P. in Stettin. Einzelnes sehr hübsch. Die Form nicht den Ansprüchen eines verdienstlichen Publikums genügend.

Abonnentin G. S. in D. Unserem ärztlichen Ratgeber eingehändig.

Abonnentin in Leipzig. Das halten wir auch für ungeeignet, weil der Rücken dadurch anhaltend zu stark erwärmt wird.

C. P. A. Wir raten Ihnen dringend ab, diesen Weg einzuschlagen; auch hier herrscht Ueberfüllung an Personal und an Material.

